

NEU



Die große Gruselserie von Jason Dark

Der unheimliche Shaolin

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der unheimliche Shaolin

John Sinclair Nr. 486

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 27.10.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der unheimliche Shaolin

Manchmal wachte er von den gellenden Todesschreien auf, die aus dem Tal an den Berghängen hochwehten und vom Sterben tapferer Männer berichteten, die ihre Heimat verteidigen wollten.

Dann wurde es Lin Cho traurig ums Herz, und er verließ sein schlichtes Lager, stellte sich vor eine der Öffnungen in der Wand, starrte hinein in die Finsternis, spürte den kalten Wind wie den Atem des Eisdrachen und weinte. Er weinte über das grausame Schicksal, über seine eigene Hilflosigkeit und seinen Schwur, den er vor langer Zeit getan hatte, als er des Kämpfens müde gewesen war.

Er hätte so gern geholfen, es fehlte ihm einfach die Kraft und die innere Bereitschaft. Er hatte geschworen, nie wieder eine Waffe anzufassen, und diesen Schwur mußte er halten, sonst war sein Leben verwirkt. Dann hätte er sich nicht mehr in die Augen schauen können, und er wäre auch von den anderen Menschen verachtet worden.

So stand er da und seufzte…

Er war alt geworden. Die langen Jahre des Lebens hatten ihn gezeichnet wie die Ringe eines Baumes. Er wirkte zart, mager, die Askese hinterließ Spuren, doch wer ihn genauer anschaute, sah in seinen Augen einen Blick, der etwas von dem verriet, was er einmal gewesen war.

Ein harter Kämpfer und Shaolin!

Man hatte seinen Namen gefürchtet. Wer von seinen Feinden ihn aussprach, tat es nur im Flüsterton und schaute sich dabei um, ob er auch nicht beobachtet wurde.

Durch seine Hände war viel Blut vergossen worden. Noch jetzt sah er die Bilder des öfteren im Traum.

Er sah die sterbenden Männer, sah Blut fließen und Körper unter schweren Hieben zusammenbrechen.

Irgendwann, als die Schreie der Leidenden zu grell wurden, kam ihm die Erleuchtung. Der Erhabene hatte sich ihm offenbart, und Lin Cho zog daraus die Konsequenzen.

Er legte die Waffen ab und sprach seinen Schwur. Gleichzeitig sprach er das Gelübde der Keuschheit, verabschiedete sich von seinem Volk, ging in die Einsamkeit der Berge, um so zu leben, wie es dem Erhabenen gefiel. Sein Platz war in einem alten Drachenkloster, in dem auch der Drachengott verehrt worden war.

Eine Manifestation des Bösen, doch unter dem Einfluß des Erhabenen hatte es bei ihm einen Sinneswandel gegeben, so daß er jetzt auf einer anderen Seite stand.

Durch ihn hatte Lin Cho viel erfahren. Er wußte von Dingen, die andere nicht einmal ahnten. Es war ihm gelungen, Blicke in mystische Welten zu werfen, wo die Götter herrschten und die Seelen der verstorbenen Gerechten ihre Ruheplätze gefunden hatten, um einzugehen in den großen Kreislauf, der das Schicksal der Welten und des gesamten Universums bestimmte.

Aber die Erde war schlecht.

Die Besatzer gaben keine Ruhe. Immer öfter fielen sie in das Land ein, um es zu erobern. Sie töteten die Männer, vergewaltigten die Frauen und verschleppten die Kinder. Sie bildeten die Jungen zu Kriegern aus, die Mädchen wurden Sklavinnen, sie verkauften sie an andere Völker, bevor sie mordend und plündern weiterzogen.

Manchmal zogen sie sich auch wieder zurück in ihre Steppen, die im Westen lagen, wo die Welt noch eine schlimme Barbarei erlebte und nichts von dem Erhabenen wußte.

Wäre sein Schwur nicht gewesen, so hätte er sich in den Kampf gestürzt und unter den Horden aufgeräumt. So blieb ihm nichts anderes übrig, als den Todesschreien zu lauschen.

Nie mehr eine Waffe anfassen!

Nie mehr eine Kreatur, ob Mensch oder Tier töten!

Lin Cho geriet in Zweifel, wenn er die Schreie der Verletzten hörte. Sein inneres Gleichgewicht war aufgewühlt worden, in seinem Körper rauschte das Blut, und als er sich abwandte, zeigte sein Gesicht die Furchen der Qual, die er spürte.

Er hatte kein Licht angezündet. Im Dunkel der spartanischen Zelle blieb er stehen. Noch immer brandete der Kampfeslärm zu ihm hoch. Er hörte das Klirren der Schwerter und manchmal ein dumpfes Schlagen, wenn Pferdehufe über den harten, trockenen, staubigen Boden hämmerten.

Und noch ein Geräusch vernahm er.

Es war ein schweres, langgezogenes Ächzen, ein Hilfeschrei im Wind. Das letzte Aufbäumen eines Mannes gegen den Tod. Der Krieger mußte es geschafft haben, den Weg zum Kloster zu finden.

Nur wenige kannten ihn. Bisher waren auch die Barbaren noch nicht bis an die gelbbraunen Mauern gelangt, aber das konnte sich sehr schnell ändern.

Der Mönch mit dem zerfurchten Gesicht wartete noch einen Augenblick vollster Konzentration, um sich umzudrehen und die Zelle zu verlassen.

Obwohl er es eilig hatte, ging er gemessenen Schrittes. Es ziemte sich nicht für einen Reinen, Eile zu zeigen. Er würde noch rechtzeitig kommen, das wußte er.

Auch in der Nacht kehrte in die vom blakenden Fackellicht erfüllten Gänge keine Stille ein. Das dumpfe Murmeln der leise gesprochenen Gebete war Tag und Nacht zu hören. Die Mönche wechselten sich dabei ab. Das Rattern der Gebetsmühlen begleitete ihre heiligen Gesänge.

Niemand begegnete dem unheimlich wirkenden Shaolin, als er die Stufen der Treppen hinabeilte, um das große Tor zu erreichen. Durch einen schmalen Ausgang verließ er die schützenden Wände des Klosters. Er durchquerte den Innenhof, der mit blauen Schatten gefüllt war und an einigen Stellen vom Licht des Mondes gestreift wurde. Das Gestell über dem tiefen Brunnen bestand aus altem Holz. Wenn der Wind dagegenfuhr, ächzte es.

Hier brannte kein Licht. Die hohen Schutzmauern umgaben das Kloster und griffen in die Finsternis hinein.

Das große Tor besaß zwei Seiten. Durch einen schweren Balken war es gesichert. Allein konnte ihn kein Mann hochhieven. Lin Cho lief am Tor vorbei und stemmte sich gegen den kalten Wind, der von den Eisriesen im Norden kommend über das Hochtal strich und bald wieder den Schnee mitbringen würde.

Lin Cho erreichte eine kleine Seitenpforte, die er allein öffnen konnte. Kaum hatte er die Tür nach innen gezogen, vernahm er die Geräusche deutlicher.

Der einsame Reiter quälte sich den schmalen Pfad zu den schützenden Mauern des Klosters hoch.

Sein Pferd schnaubte, er selbst stöhnte unter großen Schmerzen, aber er hielt durch.

Lin Cho sah den schwankenden Schatten vor sich. Nicht nur der Mensch wankte, das Tier ebenfalls.

Beide mußten verletzt sein.

Der alte Shaolin lief dem Ankömmling entgegen. Auch dieser hatte die Schritte gehört. Er hielt sein Reittier an, um Lin Cho entgegen zu schauen. Über seine Lippen drang ein schwerer Seufzer, dann begann die Gestalt auf dem Pferd zu zittern, schwankte nach links und verlor das Übergewicht.

Schwer prallte sie auf den kargen, steinigen Boden, wo sie reglos liegenblieb. Auch Lin Cho hatte es nicht mehr geschafft, den Fallenden aufzufangen. Das Pferd stand neben seinem Reiter, hielt den Kopf gesenkt, schnaubte und zitterte. Seine Flanken waren mit hellem Schaum bedeckt.

Lin Cho hätte sich um das Tier kümmern müssen, das wußte er, aber der Mensch war wichtiger.

Er hatte ihn erkannt, und seine Seele schrie vor Pein auf, als er neben dem anderen niederkniete.

Es war Jangha!

Lin Cho hatte ihn einmal als seinen Meisterschüler bezeichnet und ihm die Reife gegeben, um ein Heer anführen zu können. Das aber hatte nichts mehr genutzt.

Jangha stand vor dem Eintritt in eine andere Welt. Die Waffen seiner Feinde hatten ihn fürchterlich gezeichnet. In seiner Fellkleidung klebte das Blut. Sein Gesicht war an einer Seite aufgeschlitzt worden, am Körper befanden sich ebenfalls Wunden, und der rechte Oberschenkel zeigte einen klaffenden Einschnitt, der aussah wie das Maul eines Sägefischs.

Jangha war noch nicht tot. Er öffnete die Augen, weil er sah, wie der Schatten des Mönchs über ihn fiel. Seine Lippen zuckten, auf der Stirn vermischten sich Blut, Schweiß und Dreck zu einer Schmierschicht.

»Lin Cho«, flüsterte er. »Lin Cho, mein Lehrer und Meister. Ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen und dir zu sagen, daß ich versagt habe. Ich habe versagt…«

Der alte Shaolin nickte. Er redete erst gar nicht davon, daß er versuchen wollte, seinen Schüler zu retten. Jeder Mensch wußte genau, wann Schluß war, da konnte ihm auch ein anderer nicht hineinreden. Die beiden von den Jahren her so unterschiedlichen, dennoch seelenverwandten Männer schauten sich in die Augen.

Jangha wollte keinen Schmerz zeigen. Er wollte sterben wie ein Shaolin, wie ein Mann, doch Lin Cho spürte, wie schwer es seinem

Schüler fiel.

»Ich bringe dich weg«, sagte er leise. »Du mußt fort aus der Kälte. Die Wärme wird dir guttun…«

»Nein, Meister, nein. Ich werde hier sterben. Ich will dir noch eine Botschaft bringen. Die meisten sind tot, Meister. Es wird nicht mehr lange dauern, dann sind die Barbaren auch an diesem Kloster. Sie wollen es besitzen und es in eine ihrer Festungen umwandeln. Du mußt achtgeben, Meister. Sie sind grausam und gefährlich. Sie töten jedes Lebewesen, auch ihr sollt sterben.«

»Wann wird es soweit sein? Wann werden sie kommen?«

»In den nächsten Nächten bestimmt. Deshalb werdet ihr fliehen müssen. Auch du, Meister, denn du hast geschworen, keine Waffe mehr in die Hand zu nehmen, obwohl du mit deiner Kraft und deinen Kenntnissen das Schicksal hättest abwenden können. Ja, du hättest…« Jangha sprach nicht mehr weiter. Der Blick seiner Augen war ein anderer geworden. Schatten lagen plötzlich über den Pupillen. Ein Zeichen, daß er nicht mehr den neben ihm knienden Meister sah, sondern in eine ferne, andere Welt, in der es ihm bestimmt besser ging.

Der alte Shaolin blieb neben der Leiche seines Schülers knien. Janghas letzte Worte hatten ihn schwer getroffen. Er hätte den Kampf entscheiden können, aber er hatte geschworen, nie wieder eine Waffe anzufassen. Konnte er unter diesen Umständen den Schwur halten?

Lin Cho nahm die Leiche hoch. Er trug sie hinter die schützenden Klostermauern, als besäße sie kein Gewicht. Das Pferd des Toten trottete hinter den beiden her.

Und Lin Cho ging dorthin, wo die anderen Mönche ihre Gebete sprachen. Sie saßen sich im Tempelraum gegenüber, murmelten die alten Gebete, ließen die Mühlen dabei kreisen und schwenkten ihre Weihrauchkannen, so daß der süßliche Duft sich wie ein Nebel in der breiten und hohen Halle verteilen konnte.

Mit dem Toten auf den Armen schritt Lin Cho durch den Mittelgang. Über den Köpfen der Mönche brannten die Fackeln. Ihre Gesichter waren nur undeutlich zu erkennen.

Doch die Gebete verstummten.

Nacheinander versiegten die Stimmen, als Lin Cho mit kaum hörbaren Schritten auf den Altar am Ende der Tempelhalle zuschritt, wo ein gewaltiger Steinbuddha auf seinen gekreuzten Beinen saß, den Kopf leicht gesenkt hielt und den Betenden betrachtete.

Auch das Rasseln der Mühlen klang aus. Die Mönche hielten den Atem an. Ihre Gesichter glichen starren Masken. Ihnen war nicht anzusehen, was sie innerlich fühlten. Ihre Lippen lagen aufeinander und bildeten schmale Striche.

Lin Cho ging vor, bis er die erste Altarstufe erreicht hatte. Zur Statue

hin verengten sie sich. An ihren Rändern standen jeweils Schalen mit geweihtem Öl, das die Mönche angezündet hatten. Über den Oberflächen tanzten blaßblaue Flammen.

Der alte Shaolin verbeugte sich vor dem gewaltigen Buddha und legte erst dann den Toten ab. Für eine Weile blieb er in einer demutsvollen Haltung, bevor er sich auf die Knie fallen ließ und die Oberschenkel zu den Seiten hin wegstreckte.

So blieb er sitzen…

Zeit verrann.

Kein Wort unterbrach die Stille. Hin und wieder blähte sich das Feuer einer Fackel kurz auf und löste einen dicken Pechtropfen, der mit einem klatschenden Laut zu Boden fiel.

Der Shaolin drückte plötzlich seinen Körper hoch und breitete die Arme aus, als wollte er das umfassen, was sich vor ihm befand. Seine Augen richtete er gegen das breite Gesicht des Buddha und begann zu beten. Die Gebete dauerten Stunden. Als draußen der Tag über die Nacht siegte, betete Lin Cho noch immer, und auch die Mönche waren in tiefer Meditation und Andacht versunken.

Zeit existierte für sie nicht. Wichtiger waren der Glaube und der Erfolg.

Dann ließ Lin Cho seine Arme sinken. Er stemmte die Hände gegen den Boden, verneigte sich noch einmal, stand auf und drehte sich um. Es war ihm nicht anzumerken, daß er stundenlang wie in Trance vor dem Altar gesessen hätte. Dieser Mann war eben etwas Besonderes.

Er begann zu sprechen, berichtete von den Kämpfen in den Tälern und den grausamen Barbaren, die keine Gnade kannten. Er erzählte ihnen auch von ihren Absichten, das Kloster zu stürmen und die Menschen zu töten. »Und ich«, klagte er sich selbst an, »habe geschworen, keine Waffe mehr anzurühren. Aber das werde ich nicht mehr hinnehmen. Ich werde euch gleich verlassen und in die Räume des Wissens gehen, wo ich zu dem beten werde, dem ich einst den Schwur gab. Nur er kann mich erlösen, nur er hat die Macht, mich davon zu befreien, und ich wünsche mir, daß der Drachengott mir gnädig gestimmt sein wird.«

Niemand antwortete ihm, keiner wagte zu widersprechen. Der Shaolin hatte sich entschieden, er wußte genau, ob es ein Fehler war oder nicht. Kein anderer durfte ihm da hineinreden.

Und so ging er.

Ausdruckslos waren die Blicke der Mönche. Das Schweigen begleitete den einsamen Mann, dessen weißer Bart, um Oberlippe, Mund und Kinn herumwuchs wie frisch gefallener Schnee.

Lin Cho durchschritt, ohne ein weiteres Wort zu sagen, die Tempelhalle, und erst als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, begannen die Mönche wieder mit ihren Gebeten und dem Rattern der

sie begleitenden Mühlen. Jetzt beteten sie für den, der in ihrem Namen gestorben war und reglos vor den Stufen des, Altars lag…

***

Der Berg schluckte Mensch und Gestein wie ein alles vernichtendes, gewaltiges Maul.

Nur wenige hatten die Höhlen und Kavernen unterhalb des Klosters je betreten, denn diese Welt war eine andere, ein Hort der Drachen, der Dämonen, ein Ort, wo das Böse regierte oder regiert hatte, denn es war von dem Guten besiegt worden, als die Mönche ihr Kloster errichteten.

Besiegt, aber nicht vernichtet. Es verhielt sich neutral, die Macht des Drachengottes blieb in den Höhlen begrenzt. Wer dort hineintrat, spürte etwas von dem Wissen einer uralten Zeit, als noch die Drachen die Geschicke dieses Teils der Welt bestimmt hatten.

Lin Cho schritt die Stufen einer in den Felsen gehauenen, geländerlosen Treppe hinab. Es war ein gefährlicher Weg. Wer ihn ging, mußte das Licht mitbringen, weil der Drachengott in einem ewigen Dunkel lebte und keine Helligkeit wollte.

Früher hatte man gesagt, daß die Stufen der Treppe hinabführten in die Hölle der verdammten Seelen, die der Drache feuerspeiend verschluckt hatte, Das war nun anders. Seit Errichtung des Klosters herrschte in der Tiefe des Bergs ein gewisser Friede, und nur die dichte Dunkelheit war geblieben.

Lin Cho hatte die Fackel mitgenommen. Obwohl sie armhoch aufloderte, brachte sie nicht viel Licht. Manchmal erreichte ihr Schein nicht einmal die Stufe, und der Shaolin bekam das Gefühl, als würde die Finsternis das Licht fressen und immer kleiner werden lassen.

In scharfen Kehren wand sich die Treppe um hervorspringende Felsstücke, die wie die Nasen gewaltiger Riesen wirkten. Sie führte hinein in eine Tiefe, die kein Ende zu haben schien. Sie war der Weg ins Nichts, aber der Shaolin mußte ihn einfach gehen.

Die Zeit verwischte. Es gab nur ihn, das schwache Fackellicht und die Finsternis, die sich mit der Tiefe des Berginneren vereinigte.

Auch diese Treppe besaß ein Ende. Lin Cho sah es nicht, er konnte es fühlen. In der langen Zeit der Tempelgebete hatte er sein Inneres auf gewisse Dinge vorbereitet und andere Sinne aktiviert. Er sah mit der Seele, nicht mit den Augen.

Lin Cho erreichte den Grund. Unsichtbare Schwaden bedeckten ihn. Sie stiegen aus Rissen und Spalten in die Höhe, trieben durch den fast grenzenlosen Raum und hüllten das Reich des Drachen ein wie ein nie enden wollender Mantel.

Hier hatte der alte Shaolin seinen Schwur abgelegt, und hier wollte er ihn brechen, falls man ihn ließ. Sein Schwur damals war der

Waffenstillstand zwischen Gut und Böse gewesen, die Verbindung des Drachen mit dem großen und weisen Buddha.

Würde die Kraft des Bösen wieder aufleben, wenn er nun den einmal gegebenen Schwur brach und wieder zu den Waffen griff?

Der Tod vieler Männer hatte dafür Sorge getragen, daß Lin Cho dieses Risiko einging.

Die Flamme der Fackel war nur mehr zu einem kleinen Licht zusammengeschrumpft. Es flackerte wie ein Stern in der Finsternis, durch die Lin Cho schritt.

Er wußte sehr genau, wohin er sich zu wenden hatte, auch wenn er nicht viel sehen konnte, und er blieb dort stehen, wo er einmal den Schwur geleistet hatte.

Hier kniete er nieder. Den Griff der Fackel steckte er in eine Bodenspalte, wo er festklemmte und der restliche Lichtschein seine rechte Seite beleuchtete.

Der alte Shaolin kannte das Ritual. Schweigend verbeugte er sich in vier verschiedene Richtungen.

Er dokumentierte damit seine Demut vor der Macht des Drachen, die sich überall hin ausbreitete.

Das Gesicht des Kämpfers blieb unbewegt. Seine Augen glichen tiefen, dunklen Teichen aus blauschwarzer Tinte, nur weit hinten in den Schächten der Pupillen bewegte sich der Funke des Lebens und zeigte an, wie gespannt der Mann war.

Stille umgab den Mönch.

Sie war wie Watte, wie Gaze, sie nahm ihn ganz. Es fiel schwer, sie unterbrechen zu wollen.

Lin Cho meditierte und konzentrierte sich auf den Drachengott, den er anrufen wollte.

Seine Gedanken hatte er auf dem Weg sammeln können, jetzt ließ er ihnen freie Bahn, denn er hoffte, so die Grenzen zwischen ihm und einem anderen Reich aufreißen zu können.

Die Gedanken und der Glaube des Menschen können Berge versetzen. Nichts anderes hatte er vor.

Aber der Drachengott blieb stumm. Er hatte sich einmal entschlossen und wollte nicht, daß der Schwur gebrochen wurde.

Aber auch Lin Cho gab nicht auf. Er kannte die alten Formeln, die gesprochen werden mußten, um mit den Götzen der Finsternis Kontakt aufzunehmen, und er wußte auch um das Risiko und die Gefahr, die damit verbunden waren. Trotzdem sprach er sie aus.

Worte, die nur wenige Eingeweihte kannten. Es waren meist die großen Meister, die Äbte der Kloster, die Heiligen, die Weisen und Eingeweihten.

Worte wie eine düstere Melodie, mit abgehackten, kehligen Lauten versehen, ausgesprochen in der menschlichen Sprache, aber dennoch

völlig fremd klingend.
Sie wehten nicht durch den unheimlichen Raum. Sehr rasch schon blieben sie in der Finsternis stecken, als würden sie von ihr aufgesaugt. Lin Cho konnte zwar nichts erkennen. Er wußte trotzdem, daß er vor der großen Drachenwand saß, wo er sich zeigen würde, wenn die Worte erhört worden wären.
Der alte Mann trug dünne Kleidung und an den Füßen schlichte Sandalen mit einer unten rauhen Holzsohle. Er spürte die Kälte nicht, sein Körper reagierte in der Meditation nicht auf äußerliche Einflüsse. Die wahren Dinge lagen woanders.
Er wurde nicht müde, nach dem Drachengott zu rufen. Geduld war die Eigenschaft, die Lin Cho auszeichnete, und auch in dieser tiefen Finsternis hatte er Erfolg.
Der Drachengott erschien!
Er war gerufen worden, die alten Formeln hatten ihn gebannt, und er hätte nicht anders gekonnt.
Irgendwo in der Tiefe der Höhle, wo auch eine Wand sein sollte, zeichnete sich die grüne, leuchtende Kugel ab, die aus dem Innern des Berges hervordrang, sich zusammen mit der Wand auflöste und Lin Cho den Blick in eine Tiefe freigab, wo menschliche Dimensionen keinen Sinn mehr besaßen.
Um ihn herum verschwamm die Welt, er fühlte sich im leeren Raum sitzen und jetzt von allen Seiten umtost vom grünen Feuer des Drachen.
Das war sein Tempel, das war seine Stätte. Er selbst zeigte sich nicht, er steckte im Feuer und sprach mit einer Stimme, die sich aus fauchenden Flammenstößen zusammenzusetzen schien.
»Du hast mich aus der Tiefe einer anderen Welt gerufen, um deinen Schwur zu brechen. Etwas Ungeheuerliches ist geschehen. Niemand hat dies bisher gewagt, du bist der erste. Wenn du nicht willst, daß ich dich töten soll, mußt du sehr gute Gründe haben.«
»Die habe ich, Drachengott!«
»Ich höre!«
Lin Cho gab sein Bestes. Er sprach von einer tiefen Trauer, die sein Herz erfüllte, weil gute Männer unter den Mordhänden der ins Land eingefallenen Barbaren sterben mußten. Er redete davon, daß auch dieses Kloster nicht mehr sicher war, denn die Barbaren wollten es auf ihren Raubzügen ebenfalls vernichten oder sich hinter den Mauern festsetzen. Lin Cho konnte einfach nicht zuschauen, wie dies geschah. Er mußte mitkämpfen, wieder seine Waffen nehmen und sich in das Getümmel stürzen.
Er hatte nur leise geredet, doch seine Stimme hallte durch die Unendlichkeit des Raumes, in dem er saß. Er hatte das Gefühl, in der Leere zu hocken, umflackert von Inseln aus grünem Licht, das

schattenhaft durch die weite Leere geisterte.

Der Shaolin hatte keine sehr lange Rede gehalten, aber es war alles gesagt worden. Jetzt kam es allein auf den Drachengott an, ob er das Brechen des Schwurs hinnahm.

Wenn Lin Cho wieder seine Waffen trug und sie einsetzen konnte, sah es schon anders aus. Dann würde er den Feinden zeigen, wo es langging und Sühne für den Tod vieler guter Männer verlangen.

Aber hatte er den Drachengott überzeugen können? Einen Schwur brach man nicht. Als Shaolin-Krieger erst recht nicht. So etwas war ein Treuebruch.

Der Drachengott schwieg. Auch die Flammen brannten lautlos, so hockte Lin Cho in der Stille dieser ihm gewaltig vorkommenden Dimension und kam sich so winzig vor wie ein Staubkorn in der Wüste. Er dachte wieder über seine eigene Unzulänglichkeit nach. Hätte er auf einer höheren Stufe gestanden, hätte er den Drachengott erst gar nicht zu fragen brauchen und selbst entscheiden können.

Er dachte an seine Waffen, die er abgegeben hatte. Es waren die schweren Kampfschwerter gewesen, die er so perfekt beherrscht hatte. Wenn es zu einer Auseinandersetzung gekommen war, so war Lin Cho immer derjenige gewesen, der die Truppe anführte. Er hatte sich an die Spitze der Reiter-Kavalkade gesetzt und eine erste Bresche in den Pulk der Barbaren geschlagen.

Seine Schwerter waren nicht mehr vorhanden. Er hatte sie dem Drachengott geopfert. Vielleicht waren sie in seinem grünen Feuer verglüht. Wer konnte das schon sagen?

Endlich meldete sich der Drachengott. Seine Stimme drang aus der Unendlichkeit. Sie war da, doch der Sprecher war nicht zu sehen. Sie umhüllte ihn, er hörte zu, und Lin Cho bekam Hoffnung.

»Ich habe deine Qual erlebt, Lin Cho. Du hast es dir nicht leicht damit gemacht, den Schwur zu brechen. Deshalb sollst auch du erhört werden. Ich werde dir Waffen geben, damit du wieder in den großen Kampf gegen die Barbaren aus dem Westen eingreifen kannst. Aber!« Der Drachengott hob die Stimme an. »Es werden nicht die Waffen sein, die du abgelegt und mir zu treuen Händen übergeben hast. Ich nahm deinen Schwur damals ernst und habe die Schwerter vernichtet. Ich möchte dir etwas anderes, etwas sehr Wertvolles überlassen, das dich ebenfalls sehr stark macht, wenn du verstehst, es einzusetzen.«

»Was ist es?«

»Du wirst es über deine Hände streifen können und mit meinem Zeichen kämpfen. Was ich dir überlasse, ist etwas Besonderes, niemand auf deiner Welt besitzt es. Du bist der erste Mensch, dem diese Waffe überlassen wird. Sie wird dir Kraft geben, aber auch ihre Fähigkeiten auf dich übertragen. So kannst du mit ihr töten und gleichzeitig heilen. Hüte sie wie deine Augäpfel, denn sie sind etwas

Besonderes und Außergewöhnliches. Wenn dich der Tod ereilt, mußt du schon vorher jemand bestimmt haben, an den du sie weitergibst. Das mußt du mir versprechen, und du darfst dieses Versprechen, das einem zweiten Schwur gleicht, niemals brechen. Hast du verstanden?«

»Ja!«

»Dann schau in die Höhe!«

Lin Cho hob seinen Kopf an und schaute in die von zuckendem, grünen Licht erfüllte Leere, ohne den Drachengott zu sehen, aber er bekam dessen Gabe.

Die Waffen!

Wirklich Waffen! Konnte man das, was aus der Höhe gefallen war, tatsächlich als solche bezeichnen? Er hatte von Dingen gesprochen, die über die Hände gestreift werden konnten, das war in der Tat der Fall, denn vor ihm lagen Handschuhe.

Schwarze, dünne Handschuhe, die auf ihren Außenseiten das Zeichen des Drachen besaßen. Zwei rote Kreise liefen außen herum. Im Innern der Kreise war jeweils das Abbild des Drachen zu erkennen. Die Riesenechse mit ihrem langen, peitschenartigen Schwanz, der über dem Rücken des Tieres lag und bis zum Kopf reichte, dessen Maul weit offenstand, als würde er jeden Augenblick damit beginnen, Feuer zu speien.

Lin Cho wagte nicht, die Handschuhe anzufassen. Sie sollten ihm körperliche und gleichzeitig heilende Kräfte geben, wenn er sie überstreifte.

Momentan zögerte er noch. Er mußte sich erst selbst überwinden, um mit zitternden Fingern nach dem ersten Handschuh zu fassen. Das Material war sehr dünn, es erinnerte an weiches Leder, aber es fühlte sich gut an.

Sehr vorsichtig streifte er den rechten Handschuh über. Er besaß keine »Finger«, die blieben frei.

Auch den linken Handschuh zog der Shaolin über. Er sah, daß die beiden Drachenzeichen auf seinen Handrücken lagen und nach außen zeigten. So mußte es auch sein.

Lin Cho sagte nichts mehr, er horchte in sein Inneres hinein, wo sich etwas verändert hatte.

Durch seinen Körper rann ein Strom. Irgendwo in der Tiefe seiner Seele geboren, stieg er in die Höhe und verteilte sich. Er gab ihm Kraft und gleichzeitig das Wissen, es schaffen zu können. Ja, er würde gegen die Feinde angehen, und vielleicht war er sogar noch stärker als damals, wo er sich auf seine Schwerter verlassen hatte.

Beide Waffen waren nicht miteinander zu vergleichen. Die Schwerter konnten töten, doch die Handschuhe heilten auch.

Er stand auf.

Sehr bewußt, fast gemächlich. Dann verbeugte er sich in die vier

Himmelsrichtungen und sprach dankende Worte in die Tiefe der Drachendimension hinein. Eine Antwort bekam er nicht, das Feuer schwächte sich ab, und das weite Dunkel veränderte sich wieder.

Es schrumpfte zusammen, nahm andere Umrisse ein, die für den Shaolin nicht zu sehen, aber zu spüren waren. Die Normalität dieser Höhle kehrte zurück.

Noch einmal dröhnte die Stimme des unsichtbar gebliebenen Drachengottes auf. Sie sprühte aus der letzten grünen Feuerflamme, bevor diese sich in die endlose Tiefe einer fremden Dimension zurückzog. »Denke daran, Lin Cho, du kannst heilen und kämpfen. Aber das Heilen könnte wichtiger werden…«

Er hatte die Worte des Drachengotts genau verstanden und prägte sie sich ein.

Noch saß er unbeweglich, aber er hatte nicht mehr das Gefühl des Verlorenseins. Die Fackel neben ihm loderte hoch, als hätte man ihr frische Luft zugeführt. Ihr Licht erreichte wieder die dunklen Wände und strich über Vorsprünge, Felsnasen, wobei es auch in die Spalten und Risse hineinkroch.

Lin Cho erhob sich. War es tatsächlich gut gewesen, dem Drachengott einen Besuch abzustatten?

Eine Verantwortung hatte er abgelegt, eine neue war ihm übertragen worden. Wobei sich die Frage stellte, welche Verantwortung sich als größere Last erweisen würde.

Er faßte nach der Fackel. Seine Finger umklammerten den Griff, ohne daß dieser von dem Handschuh berührt wurde. Lin Cho hielt das Licht hoch, damit es ihm den Weg leuchten konnte.

Und so machte er sich gedankenverloren auf den Rückweg.

Er stieg die steilen Stufen hoch.

Trittsicher fand er jedesmal Halt. Das Vertrauen in seine Kräfte war um mehr als das Doppelte gewachsen. Er würde sich noch in dieser dunklen Nacht auf den Weg machen und sich den Feinden entgegenstellen.

Mit seinen Kräften wollte er sie zurückschlagen. Ein Angriff auf das Kloster stand, wenn überhaupt, erst in der folgenden Nacht bevor. Bis dahin konnte viel geschehen.

Seit Lin Cho die Handschuhe trug, schritt er mit der Geschwindigkeit eines Jünglings dahin. Er betrat wieder den normalen Teil des Klosters und auch den großen Tempel, wo die Mönche noch immer saßen und in ihre Gebete vertieft waren.

Ihr Murmeln verstummte ebenso wie das Rattern der Mühlen, als der alte Shaolin die Tür öffnete.

Wieder schritt er durch den Mittelgang und blieb dort stehen, wo der Tote lag und er hochschauen konnte zur Buddhastatue. Er kniete nieder, verbeugte sich und sprach ein lautes Dankgebet, denn der

große Geist hatte ihn erhört.

Dann redete er zu den Mönchen. Diesmal hörten sich seine Worte kämpferischer an. Lin Cho wollte das Kloster nicht aufgeben. Er war derjenige, dem es anvertraut worden war und der es auch verteidigen wollte. Er erklärte den Mönchen, daß er noch in dieser Nacht in das Lager der Feinde gehen würde, um sie zu schwächen.

»Schaut her!« rief er zum Abschied und hob beide Hände an. »Der Drachengott hat mich erhört. Er hat mir diese Waffen mit auf den Weg gegeben, die mich stark machen werden. Diese Handschuhe sind etwas Besonderes. Ich werde sie tragen und in Ehren halten, und sie werden sie demjenigen überlassen, der würdig genug ist. Sie sind nun zu meinem Wegbegleiter geworden. Wartet hier auf mich und betet. Ich reite allein gegen das Lager der Barbaren.«

Keiner widersprach. Der Meister hatte einen Entschluß gefaßt. Er mußte wissen, was gutwar.

Aber er hatte seinen Schwur dafür brechen müssen. Jetzt zollte man ihm einen noch größeren Respekt.

Und so verließ er den Tempel und ging zu den Ställen.

Nur wenige Pferde standen dort. Er suchte ein besonders zähes Reittier aus. Einen Sattel besaß er nicht. Über den Pferderücken war eine Decke gelegt worden.

Er stieg auf und ritt davon. Das leise Klappern der Hufe verschwand wie eine ferne Melodie…

Die Mönche blieben im Kloster zurück. Ihre Gebete erfüllten die Halle des Tempels, während der alte Shaolin gegen eine Übermacht von Feinden antrat…

***

Lin Cho hatte einen langen Weg hinter sich. Und er hatte zu einer bestimmten Zeit im Tal eintreffen wollen, was ihm auch gelungen war, denn die Morgennebel verteilten sich dort wie ein gewaltiges, undurchdringliches, graues Meer.

Die Hufe des Pferdes waren mit Lappen umwickelt worden. Lin Cho war sehr vorsichtig. Auch wenn der Nebel viele Geräusche schluckte, die Wachen besaßen oft sehr gute Ohren.

Seine Hände lagen auf dem Hals des Pferdes. Die Drachenzeichen auf den Handrücken glühten manchmal auf, als wären sie in Feuer getränkt worden. Der Shaolin war jetzt schon mit ihnen verwachsen. Er konnte sich nicht vorstellen, je ohne sie gelebt zu haben. Wahrscheinlich bestanden sie aus Drachenhaut, die sehr geschmeidig dig geworden war und sich seiner Handform anpaßten.

Das Tier gehorchte ihm. Er brauchte dem Pferd nicht das Maul zuzuhalten, es wußte, daß es nicht schnauben sollte. Sehr vorsichtig tastete es sich den steilen, schmalen und mit Geröll bedeckten Weg

hoch. Manchmal stieß es gegen kleine Steine, die dann ins Tal rollten.

Der Nebel verdichtete sich. Es war gut für den Shaolin. So würde er besser durch den Kreis der Wachen gelangen. Obwohl der Nebel und die Dunkelheit eine Sicht so gut wie unmöglich machten, wußte Lin Cho, wo er sich befand. Er kannte die Umgebung des Klosters sehr genau und würde bald den Grund des Tals erreicht haben, doch bis dorthin wollte er nicht reiten.

Den Rest des Weges mußte er zu Fuß gehen!

Lin Cho stellte sein Tier an einer geschützten Stelle ab, wo eine überhängende Felsdecke es verbarg.

Zur vorn offenen Seite hin schützte es der wallende Nebel. Das Pferd bekam einen Klaps auf die Seite und rieb seine Schnauze ein letztes Mal an der Schulter des Mönchs, bevor dieser in die graue Nebelwand eintauchte.

Schon nach wenigen Schritten wußte er, daß die ersten Wachen sich in der Nähe befanden. Er sah sie nicht, er spürte sie nur. Es mußte an den Handschuhen liegen, daß er ihre Strömungen aufnehmen konnte. Ihre Körper gaben Wellen ab, die der Mönch aufnahm. Geschickt vermied er die Nähe der Wachen und wand sich durch die Lücken. Schon bald hatte er den äußeren Ring durchbrochen.

Zielsicher fand er einen schmalen Pfad, der ihn den letzten Rest der Strecke hinab bis in den Talgrund führte, wo die Barbaren ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Wie dunkle Inseln wirkten ihre Zelte. Sie bestanden aus Fellen und Häuten, die über langen Holzstangen lagen. Ein besonderer Geruch durchdrang den Nebel.

So rochen Tod, Verwesung und Blut…

Es war das Blut der gefallenen Krieger, die ihre Heimat hatten verteidigen wollen. Nun tränkte der rote Lebenssaft die Erde, und das Gesicht des alten Shaolin erstarrte zur Maske.

Sein Inneres war erfüllt von einem heiligen Zorn, und er begann damit, Teil zwei seines Plans in die Tat umzusetzen. Er wußte, daß die Anführer der Horden sich stets das größte Zelt aussuchten. Es war leicht, dieses zu finden.

Lin Cho befand sich inmitten einer fremden Gedankenwelt. Es waren böse Ströme. Die Barbaren, sofern sie schliefen, träumten von Mord, Totschlag und anderen schlimmen Dingen, für die der Mönch kein Verständnis hatte.

Wie ein Schleier glitt er durch den Nebel und schien selbst zu einem der Schwaden geworden zu sein.

Plötzlich war die Gefahr da!

Lin Cho blieb stehen. Er hörte Schritte, drehte sich um und sah die beiden Gestalten.

Auch er wurde entdeckt, aber er war schneller.

Die beiden Wächter hatten keine Chance. Aus dem Schleier erschien Lin Cho wie ein Rachegott, und er setzte seine behandschuhten Hände zum erstenmal ein.

Sie verdoppelten oder verdreifachten seine Kräfte tatsächlich. Er brauchte nicht einmal hart zuzuschlagen. Ein leichtes Antippen reichte aus, um die beiden Barbaren zu Boden zu schleudern, wo sie regungslos liegenblieben.

Das Hindernis war aus dem Weg geräumt. Der alte Shaolin nickte und ging weiter. Bis zu seinem Ziel waren es nur mehr wenige Schritte, die er rasch hinter sich gebracht hatte.

Vor dem Eingang des größten Zelts blieb er für einen Moment stehen. Der Zugang war verschlossen. Um ihn zu öffnen, mußte er ein großes Stück Fell zur Seite schaffen.

Noch einmal horchte er in den Nebel und die Dunkelheit. Schnarchgeräusche drangen an seine Ohren. Zu dieser Stunde war der Schlaf am tiefsten.

Lin Cho brauchte nur einen schmalen Spalt, um in das Innere des Zeltes schlüpfen zu können. Niemand hörte ihn, als er das Hauptquartier des Bandenführers betrat. Seine Füße versanken in weichen Fellen. Der Anführer hatte das Licht nicht gelöscht. Eine Armlänge von seinem Lager entfernt brannte eine kleine Öllampe, deren warmer Schein über zwei Körper fiel.

Auf dem Lager hatten sich ein Mann und eine Frau ausgebreitet. Die Frau trug nichts am Leibe. Sie lag auf der Seite. Ihr fleischiger Körper besaß eine Haut, die wie bleiches Gebein wirkte. Sie schlief mit offenem Mund. Das Haar war an den Seiten zu Zöpfen geflochten, die den Geruch ranziger Butter abstrahlten. Auf dem breiten Mund lag ein seliges Lächeln.

Die Frau interessierte Lin Cho nicht. Wichtig war der Mann neben ihr.

Ein wilder Typ mit verfilzten, buschigen, schwarzen Haaren und einem mächtigen Vollbart. Der Mann besaß einen mit Narben übersäten Oberkörper, mächtige Hände und starke Muskeln. Die Waffen lagen direkt neben seinem Lager.

Ein Schwert und zwei Dolche.

Lin Chos Gesicht blieb ohne Regung, als er in den weichen Lichtkreis der Öllampe trat und dicht neben dem Schlafenden stehenblieb, um auf ihn herabzuschauen.

Da öffnete der Barbar die Augen!

Es war kein verschlafener Blick, der Lin Cho traf. Dieser Mensch war hellwach, und er mußte den Instinkt eines Raubtieres besitzen, weil er die Ankunft des Mönches irgendwie bemerkt hatte.

Sie starrten sich an.

Lin Cho rechnete damit, daß der andere aufspringen und ihn

angreifen würde, aber der Barbar blieb liegen. Er grinste nur kalt und fragte dann mit soeben verständlicher Stimme: »Du bist Lin Cho, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich wußte, daß du kommen würdest.«

»Woher?«

»Mein Orakel hat es mir verraten.«

Das nahm der Shaolin hin. Er fragte nur: »Und was hast du dagegen getan?«

»Nichts. Die anderen wissen nicht Bescheid. Diese Sache geht nur uns beide etwas an. Du wirst hier ebenso sterben wie deine Männer, und dann werden wir aufbrechen und euer Kloster stürmen.« Er lachte leise. »Ich habe einen Krieger bewußt entkommen lassen, damit er euch verständigt. Aber hast du nicht einen Schwur getan, nie mehr eine Waffe anzufassen?«

»Ich veränderte ihn.«

»Ach so.« Der Barbar schlug seine Felldecke zur Seite. Auch er war nackt. »Läßt du mich aufstehen?« fragte er.

»Bitte.«

Mit einem geschmeidigen Sprung stand der Anführer der Horde auf den Füßen. Seine Hände bewegte er, drückte die Finger zusammen und öffnete die Fäuste. »Wie möchtest du sterben? Durch meine Hände oder durch die Waffe?«

»Ich überlasse dir die Wahl«, erklärte Lin Cho und trat einen Schritt zurück. »Ich will nur noch deinen Namen erfahren.«

»Ich bin Ursias, der Herrscher der Taiga.«

»Dann kämpfe um dein Leben, Ursias!«

»Das werde ich auch!« rief der Nackte, bückte sich und riß das Krummschwert mit der langen Klinge vom Boden hoch. Er führte es in einem Halbkreis und sprang blitzschnell vor.

Lin Cho hörte das Fauchen des Stahls, er sah das bläuliche Blitzen und reagierte rasend schnell.

Voll hielt er mit der Rechten dagegen. Er hatte die Hand leicht gekrümmt, sie hämmerte gegen die flache Seite der Klinge. Das Lachen erstickte Ursias im Hals, als er sah, wie sich der Stahl seines Schwertes bog und ihm die Waffe aus der Hand geschleudert wurde, obwohl er sie hart umklammert gehalten hatte.

Gebannt starrte er auf seine leeren Hände.

»Weiter«, sagte Lin Cho.

Der Barbar hob den Blick. Er konnte nicht fassen, was geschehen war, schielte auf seine Messer, drehte und bückte sich gleichzeitig, wobei er die beiden Klingen an sich riß.

Dann sprang er mit einem kräftigen Satz über das Lager hinweg, auf dem sich seine Begleiterin soeben auf den Bauch drehte und

weiterschnarchte.

»Komm her!« keuchte Ursias. »Diesmal schaffst du es nicht!«

Lin Cho nickte nur und ging vor. Mit gemessenen Schritten verkürzte er die Distanz zu seinem Gegner. Er war voll konzentriert, las die Gedanken des Barbaren und wußte genau, wann dieser angreifen würde.

Jetzt!

Er kam wie ein Rammbock. Die Arme angewinkelt, die oberen Hälften erhoben und mit beiden Händen die Messer fest umklammernd. Dazwischen befand sich sein Gesicht, eine dunkle, böse, gemeine Fratze, deren Augen den Tod versprachen.

Der Mönch reagierte erst im letzten Augenblick. Diesmal ging er den Gegner nicht an. Er wartete ab und riß nur seine Arme hoch, so daß die Außenflächen der Handschuhe auf den Angreifer wiesen, blutrot aufflammten und sich den beiden Messern in den Weg stellten.

Treffer!

Der Barbar wollte schreien. Seine Kehle war zugestopft. Er hatte nur den Mund geöffnet, hielt noch immer die Griffe fest und schaute zu, wie die Klingen in den Handschuhen steckten, als wären sie dort festgebacken.

Dann lief ein Zittern durch den Körper des Barbaren. Seine Glieder schlugen, er schüttelte den Kopf, die Augen quollen ihm aus den Höhlen, er ließ die Griffe los, sackte in die Knie, und die Messer lösten sich aus den Handschuhen.

Sie fielen zu Boden und blieben auf dem nackten Körper liegen. Der Barbar atmete röchelnd. Die Augen hielt er verdreht, das Weiß der Pupillen stach überdeutlich hervor, dann richtete er sich auf, um einen Moment später den Tod zu erleben.

Auf seiner Brust zeichnete sich das Bild des Drachen ab. Ein blutrotes Gemälde, eine Tätowierung, ein Sigill, das für Ursias tödlich war.

Noch einmal seufzte er auf, zuckte mit dem rechten Bein und lebte nicht mehr.

Der Shaolin drehte sich um.

Das dralle Mädchen war aufgewacht. Es hockte auf dem Lager und hielt die schweren Brüste mit beiden Händen bedeckt. Sein Mund stand offen, in den Augen leuchtete die Angst, aber es sprach kein Wort und starrte Lin Cho nur an.

Der nickte.

Das Mädchen ließ sich zurückfallen.

Wie ein ängstliches Tier verkroch es sich unter die Felle.

Lin Cho aber verließ das Zelt. Seine Aufgabe war erfüllt, und er wußte auch, daß ihn der Drachengott nicht betrogen hatte. Kaum war er die ersten beiden Schritte gegangen, als er vor sich die Gestalten sah, die im Nebel wie Gespenster wirkten. Sie bauten sich noch

dichter vor ihm auf und wollten ihn nicht durchlassen.

Lin Cho aber bewies ihnen, wie er kämpfen konnte. Er ging voll in sie hinein. Seine Hände und Beine wurden zu wirbelnden Waffen und auf den Handrücken glühten die Zeichen des Drachen in einem finsteren, blutigen Rot.

Auch er war nicht unverwundbar. Dem tödlichen Treffer der geschleuderten Lanze konnte er zwar entgehen, dennoch riß sie ihm die Haut an der Brust auf bis hoch zur Schulter.

Lin Cho hatte es gelernt, Schmerzen zu unterdrücken. Nicht ein Laut drang aus seinem Mund, als er sich dem Lanzenschleuderer entgegenstellte und ihn mit einem Schlag zu Boden streckte.

Er sprang über den Körper hinweg und tauchte in den grauen Nebelfeldern unter.

Hinter ihm klangen die bösen Schreie auf, die in einem Wutgeheul endeten. Wahrscheinlich war die Leiche des Anführers gefunden und die Kampfmoral somit geschwächt worden. Eine Horde ohne Anführer war wie eine Schlange ohne Kopf, einfach tot.

Darauf verließ sich der alte Shaolin, als er dorthin lief, wo er sein Pferd zurückgelassen- hatte. Blutend und mit teilweise zerfetzter Kleidung erreichte er das Tier, wo er sich gegenlehnte und seine lange Wunde betrachtete.

Hatte der Drachengott ihm nicht erklärt, daß die Handschuhe auch Heilkräfte besaßen?

Das wollte Lin Cho jetzt wissen. Er drehte seine Hand, so daß er mit dem Rücken über die Wunde streichen konnte. Von oben nach unten berührte er sie sanft, als hätte er mit einer Feder darüber hinweggestrichen. Was er nur zu hoffen gewagt hatte, geschah.

Die Wunde schloß sich.

Das Blut verschwand. Von zwei Seiten wuchs die Haut über die lange Wunde hinweg, so daß nichts mehr von ihr zu sehen und sie nur Erinnerung war.

Zum erstenmal zuckte ein Lächeln über die Gesichtszüge des Shaolin. Er hatte den Kampf gewonnen, der Drachengott war ihm wohlgesonnen gewesen und das Kloster würde auch weiterhin bestehen bleiben. Die Kraft in seinem Innern hatte nicht nachgelassen. Trotz des Kampfes fühlte er sich frisch und ausgeruht. Mit einem geschmeidigen Satz schwang er sich auf den Pferderücken, schnalzte mit der Zunge, und das Tier verstand dieses Zeichen.

Es schritt an.

Zu lenken brauchte der Mönch es nicht. Sein Pferd kannte den Weg von allein, auch in der grauen Nebelbrühe fand es ziel- und trittsicher die steilen Pfade.

Im Hof des Klosters stellte es Lin Cho wieder in den Stall und betrat danach den Tempel.

Man stellte ihm keine Frage. Er schritt durch die Stille. Jeder Mönch, den er passierte, konnte seine Handschuhe sehen, doch eine Frage wurde nicht gestellt.

Wieder verneigte er sich vor dem Buddha. Dann betete er selbst. Stunden verrannen. Über den Bergen ging die Sonne auf und dampfte den Nebel aus den Tälern weg.

Auch aus dem Tal, wo einst die Barbaren gehaust hatten. Es war leer. Nur mehr Tote lagen auf dem Boden.

Das Kloster aber stand im prachtvollen Schein der Sonne wie eine uneinnehmbare Trutzburg. Das war ein Bauwerk, das den Stürmen der Zeiten trotzen sollte und es auch tat.

Geschlechter starben aus, Generationen vergingen, doch die alte Wahrheit des Drachengottes wurde nicht vergessen.

Die Handschuhe blieben erhalten. Hunderte von Jahren danach sollte es um sie einen fürchterlichen Kampf geben…

***

»Soll ich dir den Kaffee in Sir James Büro bringen, oder nimmst du ihn gleich selbst mit?« fragte Glenda, als ich meinen vom Aprilregen nassen Mantel aufhängte.

»Wieso?«

»Er will dich sehen.«

»Mich auch?« fragte Suko, der jetzt das Vorzimmer betrat.

»Ja.«

»Was liegt denn an?«

»Keine Ahnung, John. Die Sache muß passiert sein, als ihr euch in Frankreich herumgetrieben habt.«

»Dann gehen wir mal.«

»Wie geht es eigentlich dem Abbé?« fragte Glenda.

Ich lächelte knapp. »Er ist in Alet-les-Bains gut aufgehoben, finde ich.«

»Das freut mich zu hören. Und der Würfel?«

»Hat ihm schon gute Dienste erwiesen. Ich glaube, er ist der richtige Besitzer.«

»Obwohl er ihm das Augenlicht auch nicht ersetzen kann.«

»Da hast du leider recht.« Inzwischen war der Kaffee durchgelaufen. Ich schenkte mir selbst einen Becher ein, der ungefähr zweieinhalb Tassen faßte. »Man kann ja nie wissen, wie lange es dauert.«

Als ich Glenda in ihrer violett schimmernden Lederhose sah, fiel mir etwas ein. »Hör mal, Mädchen, stimmt es, daß der Mini in diesem Sommer wieder kommt?«

»Ja.«

»Und hast du dir schon einen gekauft?«

»Nein.«

»Schade. Dann willst du, uns also nicht verwöhnen.«
»Dich kenne ich. Wir sind ein anständiges Haus. Aber in meiner Freizeit werde ich mich wohl an die neue Kleidung gewöhnen können.«
Ich zwinkerte ihr zu. »Wir müßten öfter mal ein Wochenende miteinander verbringen.«
»Lüstling!«
Ich grinste, nahm einen Schluck und folgte Suko, der bereits über den Gang schritt.
»Minirock«, sinnierte er, »kommt der tatsächlich wieder in Mode?«
»Es sieht so aus.«
»Shao hatte damals auch einen.«
Ich blieb stehen, weil Sukos Gesicht einen sehr ernsten Ausdruck angenommen hatte. »Was ist, Partner? Hast du etwas von ihr gehört?«
»Nein, leider nicht. Aber ich fühle etwas.«
»Was?«
»Vielleicht werden wir sie bald sehen.« Er schaute noch für einen Moment zu Boden, hob dann den Kopf und ging schweigend vor, begleitet von meinen nachdenklichen Blicken.
Sir James saß hinter dem Schreibtisch, wünschte uns einen guten Morgen und stellte einige Fragen, die sich auf Whisper, den Staubgeist, bezogen. Er hatte uns in den letzten Tagen in Südfrankreich das Leben zur Hölle gemacht.
»Die Sache ist geklärt, Sir.«
»Auch mit den Behörden?«
»So gut wie.«
»Dann ist es gut.«
»Haben Sie uns deshalb rufen lassen?« fragte Suko.
»Nein. Es geht um etwas anderes, um etwas ganz anderes. Und ich weiß auch nicht, ob es ein Fall für Sie ist. Jedenfalls sollten wir ein Auge darauf halten.« Er blickte uns hinter seinen dicken Brillengläsern scharf an. »Kennen Sie sich in der Kunst aus?«
Ich winkte ab. »Da ist bei mir nicht viel hängengeblieben.«
»Und bei Ihnen, Suko?«
»Ebenfalls.«
»Es geht hier um eine bestimmte Kunst, meine Herren. Und zwar um die asiatische, die alte asiatische Kunst, die sehr wertvoll ist und für die auch reiche Europäer Interesse zeigen.«
»Hat man da spezielle Dinge im Auge?« fragte ich. »Ist es der indische oder der chinesische Kulturraum, aus dem die Dinge stammen?«
»Indische nicht so sehr. Es geht mehr nach Tibet, China oder in die Mongolei hinein.«
»Und wer stellt sie aus?«

Sir James schüttelte den Kopf. »Es gibt keine Ausstellung in dem Sinne. Es ist eine Versteigerung angesagt. Ein reicher Geschäftsmann will sich oder muß sich davon trennen.«

»Dann ist er nicht so reich«, meinte Suko.

»So sieht es aus.«

»Und was haben wir mit der Sache zu tun?« fragte ich.

»Eigentlich nichts, aber da ist etwas, was mich unruhig gemacht hat. Das wertvollste Stück dieser Ausstellung ist nicht größer als Ihre Hand, John.«

»Ein Medaillon, eine Brosche, ein Diamant…«

»Lassen Sie mich ausreden! Es ist nur ein Stück Haut. Ein auf Yakhaut gezeichneter Lageplan, aber nur der vierte Teil davon. Die anderen drei Teile sind irgendwo verborgen.«

»Ein Lageplan«, murmelte ich. »Es läßt darauf schließen, daß es sich um einen Schatz handelt.«

»Nein, nicht direkt.«

»Sie wissen es, Sir?«

»Ja, Suko. Es geht dabei um eine uralte Waffe. Was es für eine Waffe ist und wie sie aussieht, weiß ich nicht. Jedenfalls soll sie sehr wertvoll sein.« Sir James hob die Schultern. »Möglicherweise ein Schwert oder einen Dolch. Wie gesagt, bisher können wir leider nur darüber spekulieren.«

»Und wir sollen herausfinden«, fuhr Suko fort, »um welch eine Waffe es sich handelt.«

»Genau.« Sir James lehnte sich zurück. »Es gibt da eine gewisse Flüsterpropaganda. Man spricht davon, daß es sich bei diesem Gegenstand um eine magische Waffe handelt.«

Ich lächelte. »Interessant.«

»Ja. Das haben auch andere Leute erkannt. Man gab mir einen kollegialen Tip. Der japanische Geheimdienst Kempetai ließ mir die Nachricht zukommen, weil ein japanischer Millionär nach London gekommen ist, der unbedingt den Teil des Plans ersteigern will. Er möchte also die magische Waffe in die Hände bekommen.«

»Was ist daran so verwerflich?«

»Das habe ich mich auch gefragt, Suko, aber die japanischen Kollegen sind besser informiert. Sie sagten mir den Namen des Mannes, der sich in London befindet. Er heißt Kerenga!«

Suko und ich schauten uns an. Ich hob die Schultern. »Nie gehört, Sir. Wirklich nicht.«

»Ich kannte ihn auch nicht. Wie gesagt, er ist Millionär und Geschäftsmann. Gleichzeitig gilt er in gewissen Geheimdienstkreisen als sehr konservativ und als einer der Anführer des offiziell in Japan verbotenen Ninja-Kults. Man sagt, daß er mehrere Kampfsportschulen leitet, wo er seine Leute ausbilden läßt. Was er sich einmal in den

Kopf gesetzt hat, führt er auch durch.«
»Und er will den Teil des Plans haben?«
»Ja.« Sir James nickte. »Kerenga ist nicht umsonst mit seinem Clan nach London gekommen. Offiziell nennt er sie Berater, aber ich bin der festen Überzeugung, daß es sich bei diesen Männern um ausgebildete Ninja handelt.«
»Sind sie bereits in Erscheinung getreten?«
»Sie halten sich noch zurück. Kerenga und seine Leute verlassen die Suite so gut wie nie.«
»Sollen wir ihm einen Besuch abstatten?« fragte Suko.
»Nein, das nicht. Er könnte Verdacht schöpfen. Aber ich möchte Sie bitten, der Versteigerung beizuwohnen.«
»Wann findet sie statt?«
»Morgen früh um elf Uhr.«
»Wir werden dort sein«, versprach ich.
Suko hatte noch eine weitere Frage. »Sagen Sie, Sir, wie heißt der Mensch, der die alten Kunstgegenstände versteigern läßt?«
»Paul Bancroft!«
Den Namen kannte ich. »Der Elektro-Bancroft?«
»Genau der, John. Seine Firma steckt tatsächlich in einer Talsohle. Er braucht Geld. Gern wird er seine Kunstsammlung nicht versteigern, aber was bleibt ihm anderes übrig?«
»Die Banken.«
»Fragen Sie ihn selbst, weshalb sie ihm kein Geld geben.«
»Das werden wir auch. Wo können wir ihn finden?«
»Soviel ich weiß, hält er sich in London auf und nicht auf seinem Landsitz in Worchester. Er will dabei sein, wenn die Versteigerung läuft.«
»Kennen Sie ihn näher, Sir?«
Der Superintendent nickte nur zögernd. »Näher kennen ist zuviel gesagt. Ich bin ihm einige Male bei irgendwelchen Veranstaltungen oder Festen begegnet. Er ist nicht unbedingt ein Gesellschaftstyp, mehr autoritär und eigenbrötlerisch. Seine Firma führt er mit eiserner Strenge. Kinder hat er keine, verheiratet war er viermal und jetzt nicht mehr. Das Management lag in den Händen von drei Direktoren, die er aber vor kurzem gefeuert hat. Er sucht nun jemand, der mithilft, die Firma wieder zu sanieren. Das weiß ich über Bancroft.«
Suko kam noch einmal auf die Kunstwerke zu sprechen. »Wenn sie so wertvoll sind, müssen Sie entsprechend gesichert sein. Ist das der Fall, Sir?«
»Ja.«
»Wo wird versteigert?«
»Nicht bei unseren beiden berühmten Häusern. Die Versteigerung findet in einer Kunstgalerie statt. Bei Olson's. Das Haus liegt in

Kensington.«
»Und dort sind die Stücke schon?«
»Ja.«
Ich runzelte die Stirn. »Dieser komische Plan muß verdammt wertvoll sein. Ich frage mich nur, wo sich die anderen drei Teile befinden. Besitzt Kerenga sie bereits?«
»Das weiß ich nicht.«
»Wir werden ihn fragen«, sagte Suko.
Sir James hob warnend einen Finger. »Bitte seien Sie vorsichtig. Mit diesem Mann ist nicht zu spaßen. Ich habe nicht ohne Grund die Warnung des japanischen Geheimdienstes bekommen.«
»Zuvor reden wir mit Paul Bancroft. Wo finden wir ihn?«
»Er wohnt in Mayfair. Dort besitzt er ein Penthouse, in dem sich auch sein Büro befindet. Es ist die Down Street. Nicht weit vom Park-Lane-Hotel entfernt.«
»Danke, Sir.«
Wir bekamen die genaue Anschrift und waren entlassen. Sir James wies dann noch einmal darauf hin, daß er über alles informiert werden wollte.
»Haben Sie noch etwas in der Hinterhand?« fragte ich.
»Das nicht, aber ich spüre, daß da einiges auf uns zurollt. Es ist der Anfang eines roten Fadens. Außerdem mag ich es nicht, wenn sich japanische Geheimbünde in London befinden. Das riecht nach Tod.«
Ich nickte nur. Es waren sehr depressive Sätze, die uns Sir James mit auf den Weg gegeben hatte.
Auch Suko war nachdenklich geworden. »Da könnte uns etwas bevorstehen«, meinte er.
Ich holte tief Luft. »Wir wollen es nicht hoffen.«
Den Kaffee hatte ich ausgetrunken und stellte die Tasse leer bei Glenda ab.
»Na?« fragte sie. »Wieder auf der Tour?«
»Ein wenig.«
»Worum geht es denn?«
»Um asiatische Kunst.«
Sie rollte mit den Augen. »Euch bleibt aber auch nichts erspart. Aber es geht nicht wieder ins Ausland.«
»Noch nicht«, erwiderte ich und griff nach meinem Mantel. Ich brauchte ihn nicht anzuziehen. Ein Blick durch das Fenster zeigte mir, daß es aufgehört hatte zu regnen.
Wir beeilten uns nicht. Paul Bancroft lief uns nicht weg. Suko war sehr schweigsam, als wir im Wagen saßen.
»Was ist los mit dir?«
»John, mein Gefühl sagt mir, daß es einigen Ärger geben kann.«
»Mal sehen.«

Am späten Vormittag war die City of London mal wieder zu. Wir nahmen Abkürzungen, fuhren dann an den Buckingham Palace Gardens vorbei, erreichten Hyde Park Corner, und von dort aus war es nicht mehr weit bis zu unserem Ziel.

Die Fassade des Park-Lane-Hotels ließen wir rechts liegen. Nicht weit entfernt stand ein moderner, breiter, sechsstöckiger Bau, auf dessen Dach die zaghaften Sonnenstrahlen gegen die blanken Scheiben des von uns gesuchten Penthouses fielen. Wer hier wohnte, gehörte zu den zahlungskräftigen Kunden. Vor dem Haus, das etwas versetzt lag und eine mit roten Steinen markierte Zufahrt besaß, gab es auch Parkplätze für Besucher.

Neben einem Saab der schnellen Sorte stellten wir unseren Rover ab und mußten uns vor der Tür per Lautsprecher bei einem Hausmeister anmelden.

Der öffnete zwar, baute sich aber wie ein kantiger Felsblock vor uns auf.

»Sie wünschen?«

»Wir möchten zu Mr. Bancroft!« sagte Suko.

»Angemeldet?«

»Nein.«

»Dann lassen Sie sich einen Termin geben und kommen Sie anschließend wieder.« Der Knabe drehte uns den Rücken zu. Er war noch arroganter als irgendein über Nacht hochgekommenes Popsternchen.

»Moment noch, Meister!« Diesen scharfen Ton war er nicht gewohnt. Die Wirkung verfehlte er nicht, denn der Knabe drehte sich auf der Stelle um, und er sah ziemlich sauer aus. In der komischen Uniform wirkte er wie ein aufgeblasener Frosch.

»Was ist denn?«

»Wenn Sie lesen können, dann schauen Sie her.« Ich hielt ihm den Ausweis entgegen.

Er kam näher heran und schluckte. »Sorry, das konnte ich nicht wissen.«

»Klar, aber Sie hätten Ihre Freundlichkeit nicht zu Hause lassen sollen. Wir werden zu Mr. Bancroft hochfahren…«

»Aber er hat gesagt, daß er nicht gestört werden will.«

»Das werden wir sehen.« Ich schaute mich in der mit hellem Marmor ausgelegten Halle um und sah hinter zwei breiten Blumenbänken die Türen der Fahrstühle.

»Kommen wir normal hoch, oder besitzt Mr. Bancroft einen privaten Aufzug?«

»Der dritte ist es.«

»Direkt bis zu ihm?«

»Ja.«

»Danke.« Ich grinste den Mann an und ließ ihn stehen. Die Fahrstuhltür bestand aus edlem Holz.

Normalerweise konnte man in diese Privatlifts nicht einfach hineinsteigen, sie waren immer gesichert. Bei diesem hier war das bestimmt auch der Fall, aber er befand sich schon vor uns, und wir konnten die Tür aufziehen.

Das Innere war so groß wie ein kleines Wohnzimmer und kostbar eingerichtet. Bänke als Sitzflächen, ein weicher Teppichboden, Stereomusik, ein breiter Spiegel an der Wand und Sensortasten neben der Tür.

Ich zählte sie ab und tippte auf den obersten Knopf.

Der Lift fuhr an.

Schnell, sanft und sicher. Er stoppte. Wir hatten eigentlich erwartet, daß uns jemand die Tür öffnete, das war nicht der Fall. Wir mußten sie wieder aufdrücken.

Eine eckige Halle empfing uns. Sehr hell eingerichtet. Ich kam mir komisch vor, mit schmutzigen Sohlen den fast weißen Teppich zu betreten. Über allem lag eine fühlbare Stille, die mir überhaupt nicht gefiel. Auch Suko zeigte ein leicht beunruhigtes Gesicht.

Uns standen mehrere Türen zur Auswahl. Neben einer sah ich das Wort Büro in goldenen Buchstaben an der Wand.

»Das müßte es sein«, sagte Suko. Er ging vor, klopfte als höflicher Mensch an - und bekam keine Reaktion.

Dann drückte er die Tür auf.

Ich befand mich dicht hinter ihm, und das Schreckliche entdeckten wir zur gleichen Zeit.

Die Frau hinter dem Stahlrohrschreibtisch trug einen ebenfalls weißen Pullover. Auf seinem Untergrund war die rote Spur besonders deutlich zu sehen, die aus ihrer Kehle geronnen war. Sie hockte noch auf dem Stuhl, der Kopf war zurückgedrückt, die Augen starr und ohne Gefühl. Auf eine weitere Beschreibung möchte ich verzichten, aber ich spürte den kalten Hauch auf meinem Rücken.

Wer immer diese Frau getötet haben mochte, die Art und Weise erinnerte an eine fernöstliche Methode.

»Verdammt«, flüsterte Suko. Auch er war blaß geworden und näherte sich der Leiche.

Ich schaute mich im Büro um. Spuren gab es nicht. Dafür eine zweite Tür, die wahrscheinlich in das Chefzimmer führte. Durch ein großes Fenster fiel mein Blick nach draußen auf den Dachgarten. Er umgab das Penthouse wie ein kleines, grünes Paradies.

Alles wirkte steril, übersauber. Hinzu kam die Tote. Für mich war es ein schlimmes Bild, das einen kalten Horror ausstrahlte.

Suko empfand ähnlich. Er war auf dem weichen Teppich zur Tür gegangen und dort stehengeblieben. Ich kannte diese lauernde

Haltung. Mein Freund schien auf etwas zu warten.

Mit leiser Stimme durchbrach ich das Schweigen. »Rechnest du damit, daß sich die Killer noch in der Nähe befinden?«

»Vielleicht.«

Ich zog meine Waffe, während Suko die Hand auf die Klinke legte und die Tür behutsam öffnete, dann aber gegen sie trat. Dann sprang er über die Schwelle, während ich ihm folgte und in der Tür stehend Rückendeckung gab.

Ich hatte den Eindruck, als würde das Büro die gesamte Breite des Penthouses einnehmen. Es war hell, luftig, durch das Fenster floß genügend Licht. Auch hier modernes Design, wieder in hellen Farben gehalten, dazwischen hohe, grüne Zimmerpflanzen, die wie Halbkreise wuchsen, und ein Schreibtisch, der meiner Schätzung nach an die zweihundert Jahre alt war, auf seiner Platte aber ein modernes, elektronisches Kommunikationssystem besaß.

Den Besitzer des Hauses sahen wir auch. Im Gegensatz zu seiner Sekretärin saß er nicht hinter dem Schreibtisch. Er lag neben ihm. Eines hatten die beiden gemeinsam.

Auch Paul Bancroft war tot!

Eis lag auf meinem Rücken. In den Fingerspitzen fühlte ich ein Kribbeln. Obwohl ich nicht sehr nahe an der Leiche stand, konnte ich erkennen, daß Bancroft keinen leichten Tod gestorben war.

Der oder die Mörder hatten ihn gefoltert!

Auch Suko hatte dies festgestellt. Durch die Nase holte er Luft. Ich hörte ihn schnaufen. »Weshalb?« flüsterte er. »Aus welch einem Grund foltert man einen Menschen?«

Ich wußte die Antwort. »Man wollte etwas aus ihm herauspressen, das ist es.«

»Und was?«

»Denk an den Plan. Er besaß ein Viertel davon. Vielleicht haben die Henker herauszubekommen versucht, wo sich die drei anderen Teile befinden.«

»Hat er es ihnen gesagt?«

»Wenn ich das wüßte.«

»Jedenfalls war Sir James' Nase verdammt gut«, sagte Suko. »Da kommt etwas auf uns zu.«

»Irrtum. Es ist schon da.«

Suko schritt zum Telefon. Er wickelte ein Taschentuch um seine Hand und hob erst dann den Hörer ab. So konnte er keine Spuren zerstören. Suko würde die Mordkommission anrufen. Wenn mich nicht alles täuschte, war für diesen Bereich hier Chiefinspektor Tanner zuständig.

Ich stand da und schaute ihm zu. Hinter meinem Rücken befand sich die Blumenbank mit den hohen Pflanzen. Es war nur ein Luftzug, der

mich warnte, weil sich einer der Wedel bewegt hatte. Da kein Durchzug herrschte und ich sowieso unter Spannung stand, sprang ich zur Seite und drehte mich um.

Zwischen den Zweigen sah ich das halbvermummte Gesicht und das Augenpaar.

Daneben blinkte kalt und blau der Stahl eines Wurfsterns, verschwand für einen Moment und jagte mit ungeheurer Wucht aus dem Blätterwirrwarr auf mich zu…

***

Im letzten Augenblick bog ich mich zur Seite. Der Wurfstern hätte meinen Hals zerschlagen, so huschte das tödliche Geschoß an mir vorbei, nur eine Fingerbreite unter meinem Kinn hinweg.

Suko schoß.

Zwei Kugeln opferte er. Ich hielt zwar die Waffe in der Hand, war aber noch zu geschockt, um feuern zu können. Ob mein Freund getroffen hatte war nicht zu sehen, jedenfalls bewegten sich die Zweige noch zitternd.

»In die Zange nehmen! Wir müssen ihn in die Zange nehmen!« Sukos Rufe gingen im Zuklappen einer Tür unter.

Ich jagte mit einem gewaltigen Satz durch das teure Gestrüpp, sah dahinter die elegante Sitzgruppe, deren helle Ledercouch rote Flecken zeigte, aber von dem heimtückischen Killer entdeckten wir nicht einmal einen Absatz.

Die Tür war verschlossen. Auch Rütteln nutzte nichts. Suko nahm Anlauf, wollte sie durch einen Karatetritt einrammen, als mein Ruf ihn stocken ließ.

»Da, draußen!«

Vor dem Panoramafenster sahen wir den Killer herhuschen. Er trug dunkelblaue Kampfkleidung und jagte auf das Geländer der Brüstung zu, das er mit einem Satz erreichte. Für einen winzigen Moment sah es aus, als wollte er in die Tiefe fallen. Er fiel nicht, er sprang. Mit einem wahren Hechtsprung verschwand er vor unseren Augen.

Jetzt traten wir gemeinsam die Tür auf und erreichten einen kleinen Korridor, an dessen Ende eine schmale Glastür hinaus in den äußeren Garten führte.

Sie stand offen.

Wir rannten nicht wie die Wilden ins Freie, schauten uns vorsichtig um, aber kein zweiter Killer befand sich in der Nähe, um uns zu attackieren.

Sekunden später standen wir dort, wo der Ninja in die Tiefe gesprungen war.

Lebensmüde war er nicht. Er hätte diesen Sprung nie überlebt. Das dünne Seil sahen wir erst jetzt.

An ihm rutschte er entlang wie an einer Rolle und verschwand im Astwerk eines hohen Baumes.

Durch den Stamm gedeckt, sprang er an der anderen Seite zu Boden und floh.

»Kerenga!« flüsterte Suko.

»Wer sonst«, sagte ich.

»Ich glaube, wir sollten ihm einige Fragen stellen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, es hat keinen Sinn. Er würde nur mißtrauisch werden. Vielleicht lernen wir ihn auf der Versteigerung näher kennen.«

»Ja, das ist auch eine Möglichkeit.«

Suko und ich gingen wieder zurück, beide sehr blaß im Gesicht und mit einem verdammt flauen Gefühl im Magen. Uns gefiel nichts an diesem Fall. Er hatte hart begonnen, aber das war Ninja-Art.

Wenn die Mitglieder dieser verbotenen Gruppe eingriffen, konnte man sich mehr als warm anziehen.

Dabei waren nicht alle Ninja so. Unser Freund Yakup Yalcinkaya gehörte ebenfalls zur Kaste der Ninja. Nur hatte er nicht das Töten auf seine Fahne beschrieben.

Suko hielt den Wurfstern hoch. Er hatte in der Wand einen Spalt hinterlassen. »Der hätte dich getötet«, sagte er.

Ich nickte und fühlte nach meinem Hals. »Wolltest du nicht die Mordkommission anrufen«

»Ja, natürlich.«

Es war tatsächlich Chiefinspektor Tanner, der seine Mannschaft anführte. Er polterte diesmal nicht los, auch er stand erschüttert vor den beiden Toten.

»John, was sind das für Menschen?«

»Ich weiß es nicht, Tanner.«

»Es ist Ihr Fall, nicht?«

»Ja.«

Tanner schob seinen Hut zurück. »Wenn Sie mal Hilfe brauchen, egal wie, rufen Sie mich an. Zu jeder Tages- und Nachtzeit. Wir können nicht zulassen, daß so etwas in unserer Stadt geschieht.«

»Da sagen Sie was, mein Freund«, erwiderte ich und dachte daran, daß es sicherlich noch schlimmer kommen würde…

***

Mit einem letzten Krach und donnerndem Getöse, zudem eingehüllt in Staub, fiel der Rest der kleinen Mauer zusammen, und Yakup Yalcinkaya ließ den Vorschlaghammer sinken.

Das war endlich geschafft!

Die kleine Mauer, sie ragte wie eine Stolperfalle von der Wand im rechten Winkel in den Raum, hatte den blondhaarigen Türken und

Ninja-Kämpfer mit dem kantigen Gesicht schon lange gestört.
Weshalb sie damals beim Bau der Bibliothek innerhalb des Klosters gebaut worden war, konnte er nicht sagen, vielleicht hatte man sich dort hingesetzt und gelesen.
Allmählich senkte sich der Staub. Obwohl der Raum zu den alten Büchern und Folianten hin durch ein von der Decke hängendes Tuch abgeteilt worden war, drang der feine Staub überall durch. Yakup würde alle Bücher abstauben müssen.
Der Türke mit den blonden Haaren trat solange ans Fenster und schaute über die Kuppen der Berge hinweg, bis dorthin, wo sie zum Meer hin abfielen und die Weltstadt San Franzisko lag. Ihr Häusermeer war nicht zu sehen. Das tat Yakup nicht einmal leid. Er liebte die Einsamkeit und die Ruhe innerhalb der Klostermauern, hinter denen er seit einiger Zeit mit Gleichgesinnten lebte.
Sie waren eine Bruderschaft der Ninja geworden. Yakup hatte sich verpflichtet, die jungen Männer auszubilden und sie dann in das Leben zu entlassen, um dort für die einzutreten, die vom Bösen unterdrückt wurden.
Feinde besaßen sie genug.
Es waren die negativ eingestellten Ninja. Offiziell gab es sie nicht, aber Yakup wußte es besser. Sie dienten seinem Todfeind, der lebenden Legende namens Shimada.
Es war der Dämon mit den grausamen, kalten, blauen Augen, der in einer Festung hockte und zwischen den Zeiten hin- und herpendelte. In der letzten Zeit war es ruhig um ihn geworden, aber Yakup glaubte nicht daran, daß er sich zurückgezogen hatte. Ein Dämon wie Shimada lauerte immer auf seine Chance.
Deshalb war Wachsamkeit vonnöten, dazu hatte Yakup seine Schüler immer wieder angehalten.
Zu ihnen zählte auch ein Junge namens Ali, der aus Marokko stammte und bei Yakup eine Ausbildung erhielt. Ali hatte seine Eltern durch einen Dämonenmord verloren, war zum Vollwaisen geworden und hatte nicht gewußt, wohin er sollte.
Yakup hatte sich seiner angenommen, und Ali fühlte sich bei ihm sehr wohl, obwohl er inzwischen in ein schwieriges Alter gekommen war und gern das Kloster verließ, um in die Stadt zu fahren, denn gerade in der Pubertät mußten junge Menschen allein ihre ersten Erfahrungen sammeln.
Yakup drehte sich um. Er bewegte sich nur dann schnell und schattenhaft, wenn er kämpfte, ansonsten hatte er seine Bewegungen voll unter Kontrolle.
Der Staub lag noch immer über den Trümmern. Zum größten Teil hatte er sich gesenkt, so daß Yakup wieder besser sehen konnte. Jetzt mußte er nur mehr den Schutt zur Seite räumen, das würde wieder

stauben, aber dies ließ sich nicht vermeiden.

Durch die Fenster fielen die Strahlen einer warmen Frühlingssonne. In ihnen tanzten die langen Bahnen, und sie legten auch ein helles Muster auf den Boden. Ein breiter Streifen fiel über die Reste der Mauer. Yakup schaute genau hin, wollte sich schon zur Tür wenden, als ihm abermals etwas auffiel und er noch einmal hinsah.

Tatsächlich, er hatte sich nicht getäuscht. Zwischen den Trümmern lag ein Gegenstand, der einfach nicht dorthin gehörte. Er mußte innerhalb des Mauerwerks verborgen gewesen sein. Der Türke jedenfalls konnte sich keinen Reim darauf machen.

Yakup trug an diesem Tag seine Arbeitskleidung. Alte Jeans und ein weit geschnittenes, schlichtes Hemd, unter dem sein gut gebauter Körper sich kaum abzeichnete.

Er nahm den Gegenstand an sich und stellte fest, daß es sich bei ihm um eine kleine Schatulle handelte. Sie besaß Ähnlichkeit mit einem Etui. Man konnte sie auch aufklappen.

Yakup wog die Schatulle in der rechten Hand. Sie bestand aus einem lederähnlichen Material, das allerdings härter war als das normale Leder, das er kannte.

Der Verschluß war verschmutzt. Yakup blies Staub weg, putzte mit dem Zeigefinger nach, trat wieder an das Fenster, weil das Licht dort besser war, und öffnete die obere Hälfte der Schatulle.

In der unteren lag etwas.

Zunächst wußte Yakup mit diesem Gegenstand nichts anzufangen. Er sah aus wie ein kleines Tuch, das jemand sehr ordentlich zusammengelegt hatte. Mit spitzen Fingern zog Yakup das Tuch hervor und faltete es behutsam auseinander.

Er wußte es nicht genau. Sein Instinkt aber sagte ihm, daß er hier etwas Besonderes vor sich hatte, das sehr lange in der kleinen Mauer versteckt gelegen haben mußte.

Auf der nach innen führenden und leicht geneigten Fensterbank breitete Yakup das Tuch aus. Er blies letzte Staubreste weg und erkannte die Linien, Striche und Bögen, die auf die Oberfläche gezeichnet worden waren. Einige Buchstaben entdeckte er ebenfalls, konnte aber nichts damit anfangen. Hochkant stehende Dreiecke lagen nebeneinander und bildeten einen regelrechten Klumpen.

So zeichnete man Berge nach.

Yakup überlegte. Er schaute sich auch die Ränder seines Funds genau an. Sie waren sehr glatt, nicht zerfasert. Jemand mußte dieses Fundstück von einem anderen Teil sauber abgeschnitten haben.

Inzwischen war dem Türken klargeworden, daß er hier den Teil eines Planes in der Hand hielt. Der Form nach zu urteilen, konnte der Plan geviertelt worden sein.

Ein Viertel hatte er in der Mauer gefunden. Jetzt brauchte er nur die

anderen drei zu finden.
Aber wo? Auch innerhalb des Klosters. Er würde wohl kaum die Mauern abreißen lassen, nur um auf Verdacht hin andere Teile dieses Puzzlespiels zu finden.
Wer auch immer den Plan innerhalb der Mauer verborgen hatte, mußte gewußt haben, daß es sich bei ihm um ein sehr wertvolles Stück gehandelt hatte. Sonst hätte er den Plan nicht zu verstecken brauchen. Die Zeichen waren auf dünnes Leder gemalt worden. Das konnte Rinderhaut sein, sie hielt sich ja über Jahrhunderte.
Wichtiger als diese Frage war eine andere. Was konnten die Zeichen auf dem Leder zu bedeuten haben?
Sie mußten wichtig sein und auf irgendein Geheimnis hindeuten. Yakup kam zu dem Ergebnis, daß ihn der Zufall auf eine wichtige Spur gebracht hatte.
Oder war es kein Zufall gewesen? Hatte das Schicksal vielleicht wieder einen großen Bogen geschlagen?
So etwas lag durchaus im Bereich des Möglichen, davon war Yakup fest überzeugt.
An das Wegräumen des Schutts dachte er nicht mehr. Für ihn zählte nur noch dieser Plan. Möglicherweise besaß er auch die Hälfte. Im Licht sah er ihn sich noch einmal genauer an.
Yakup erkannte auch die Hälfte eines Pfeils. Die Spitze zeigte auf einen bestimmten Punkt. Wenn man die Linie weiter verfolgte, landete man dort, wo auch die Berge aufgezeichnet waren.
Da mußte es etwas zu finden geben!
Es hatte keinen Sinn, lange darüber nachzudenken, es gab einfach zu viele Möglichkeiten. Vielleicht gelang es Yakup, durch intensive Konzentration und Meditation der Lösung ein Stück näherzukommen. Dafür benötigte er Ruhe und auch Zeit.
Er verließ die Bibliothek.
Im Gang stand er allein. Aus den Trainingsräumen unter ihm vernahm er hin und wieder helle Kampfschreie und den harten Schlag der Kendostöcke, wenn sie gegeneinander prallten. Wer sich entschlossen hatte, hier zu lernen, bekam eine umfassende Ausbildung. Man lehrte nicht nur das Kämpfen, auch der Geist mußte entsprechend eingestellt werden. Die Meditation war dabei ungemein wichtig und auch die Körperbeherrschung. So kam es vor, daß die Schüler auch so begraben wurden, daß sie nur mit dem Kopf aus der Erde schauten.
Mindestens drei Tage und drei Nächte mußten sie in diesem Loch ausharren.
Yakup hatte Männer schon nach zwei Tagen schreien und winseln gehört. Sie hatten nach Wasser gefleht und aufgegeben. Wer aber die drei Tage durchhielt, den erschütterte im normalen Leben nichts mehr

so leicht.

Gemessenen Schrittes ging Yakup den Gang bis zum Ende durch. Durch die kleinen Fenster fiel nur wenig Licht, so daß der Flur immer etwas düster wirkte. Darin unterschied er sich in nichts von den anderen Gängen innerhalb der Klostermauern.

Yakup, der nur noch neun Finger besaß, den linken, kleinen Finger hatte er sich abgeschlagen, betrat sein Refugium, wo er in Ruhe nachdenken konnte.

Der Raum atmete die Stille aus, die der Türke so liebte. Er war schlicht eingerichtet. Ein einfaches Lager, zwei harte Stühle, ein Tisch, ein Schrank, ein Regal - und natürlich die Waffen an den Wänden. Schwerter, Dolche, Kendostöcke, der Ninja-Bogen, die Pfeile, Seile mit Eisenkrallen, Wurfsterne, die Shuriken.

Wenn Yakup ging, um zu kämpfen, rüstete er sich damit aus. Momentan trug er keine Waffen am Körper.

Aus einem Regalfach holte er eine Kerze und stellte sie auf den Tisch. Er zündete den Docht an, ließ ihn anbrennen, bevor er die Kerze nahm und sie auf den Boden stellte. Er nahm im Schneidersitz vor der kleinen Flamme Platz und hielt den gefundenen Teil des Lageplans mit beiden Händen fest.

Das Feuer war für Yakup wichtig. Er verehrte die Flamme der Reinheit, weil sie so klar war und nicht falsch.

Wer sich mit der Flammenmagie beschäftigte, konnte aus dem Feuer viel herauslesen, und auch Yakup hoffte, daß ihm die Kerze helfen konnte, seinen Weg zu finden.

Möglicherweise gab sie ihm die Auskunft darüber, was hinter dem Plan steckte.

Da sie von keinem Luftzug gestört wurde, brannte sie sehr ruhig. Sie stand über dem Docht. Ein rotgelber, an den Rändern leicht bläulich schimmernder Zapfen, der Wärme abgab, die seicht über die Hände des Türken strich.

Yakup versenkte sich in die einfache Flamme und hatte das Gefühl, von ihr aufgesaugt zu werden.

Schon nach kurzer Zeit war sie für ihn mehr als nur ein Feuer, sie war die alles reinigende Kraft, sie war ein Mittler zwischen den Zeiten und füllte sein Blickfeld so weit aus, daß er nur dort hineinschauen konnte.

Die Flammen waren wichtig!

Sie würden ihm den Weg zeigen, wenn er sich immer stärker auf sie konzentrierte.

Nur seine Fingerspitzen bewegte er, strich damit über den Plan, fühlte nach Erhebungen und kleinen Vertiefungen auf dem dünnen Leder, konzentrierte sich auf das Feuer und hoffte, seinen Geist ebenso klar zu bekommen wie die Flamme.

Wenn alles Störende zur Seite gefegt worden war, konnte ihm eine andere Kraft die Antwort geben, auf die er so sehnsüchtig wartete.

Es tat sich etwas.

Sein Geist klärte sich noch stärker. Yakup dachte daran, daß er einfach sehen mußte. Er wollte hineinschauen in die Wahrheit, und seine Fingerkuppen glitten dabei tastend über das Fundstück.

Bekam er eine Antwort? Ja, er spürte etwas.

Tief in seinem Kopf kristallisierte sich ein Teil der großen Wahrheit hervor. Die Flamme und seine eigene Konzentration schafften es, Dinge zu überbrücken, die einem normalen Menschen verschlossen geblieben wären.

Er fand die Antwort!

Seine Fingerkuppen tasteten weiter über das Leder. Er bekam den Eindruck, hindurchzugreifen und trotzdem etwas anderes fühlen zu können. Das war nicht mehr das alte Leder, das war etwas völlig anderes. Er spürte den Sand, ertastete Steine, Hügel, Berge, sogar Wind strich um seine Kuppen.

Yakup befand sich mit seinen Fingern in einem fremden Land. Er hatte die Grenzen überwinden können, die Kraft und die Magie der Flamme hatten dafür gesorgt.

Ein fernes Land, eine Wüste, hohe Berge. Yakup bekam den Eindruck, alles sehen zu können.. Er schwebte zwischen den Dimensionen, er griff hinein, und Entfernungen spielten keine Rolle mehr.

Der Türke hielt die Augen weit geöffnet, nur konnte er mit ihnen nicht sehen. Er sah mit etwas anderem.

Mit seinen Fingern, mit seinen Sinnen. Er tastete sich voran, immer tiefer hinein in die Welt, in die Vergangenheit und in ein anderes Gebiet, das fern von dem Kloster lag.

Weit weg…

Nicht in Amerika.

Asien, die Wüste, die Berge, das rauhe, für den Europäer menschenfeindliche Land.

Tibet!

Genau das war es. Yakup hatte das Bindeglied gefunden. Der Teil des Plans mußte ein Gebiet wiedergeben, das sich in Tibet befand, vielleicht auf dem Dach der Welt, zwischen den schneebedeckten Eisriesen der Achttausender. Dort, wo eine Wiege der menschlichen Kultur gestanden hatte.

Tibet. Ein Name, der geheimnisvoll klang, wo sich Magie und Mystik trafen, wo die in den versteckt liegenden Bergklöstern die Mönche nach uralten Regeln und Lehren lebten. Wo man Kontakt mit den Göttern finden konnte und die Luft so rein und klar war wie sonst kaum irgendwo auf der Welt.

In Tibet spürte der Fremde, daß Mensch und Natur eine Einheit

bildeten. Dort war niemand des anderen Feind.
Da mußte Yakup suchen, wenn er etwas finden wollte!
Er glich einer Statue. Unbeweglich hockte der Türke im Schneidersitz auf dem Boden und dachte über sein Wissen nach. Er wollte noch mehr Einzelheiten erfahren, denn Tibet ist ein gewaltiges Land, wo es fast unmöglich war, eine bestimmte Stelle zu finden, die nicht namentlich angegeben war.
Für ihn war der Pfeil auf der Karte plötzlich sehr wichtig geworden. Wo er hindeutete, lag auch das Gebirge. Aber er gab sicherlich nicht das genaue Ziel an. Die Berge waren nur als allgemein anzusehen, etwas anderes mußte in ihnen liegen.
Was lag im tibetanischen Hochland?
Yakup brauchte nicht sehr lange darüber nachzudenken, er hatte die Lösung sehr schnell.
Ein Kloster!
Es gab für ihn kein anderes Ergebnis. Der Pfeil zeigte als Ziel auf ein Kloster.
Aber weshalb? Lag dort möglicherweise der oder die anderen Teile des Plans verborgen?
Der Türke versuchte, sich noch stärker zu konzentrieren. Seine Augen waren nicht mehr als starre Flecke, in denen sich das Licht der Kerze spiegelte.
Auf den Pupillen lagen Reflexe, die plötzlich anfingen zu tanzen, denn auch die Kerzenflamme bewegte sich, und dies inspirierte den in Trance sitzenden Menschen.
Weshalb bewegte sie sich.
Eine Frage und sofort die Antwort. Nur durch einen Windzug konnte sie sich bewegt haben. Fenster und Tür waren verschlossen, der Wind hatte keine Chance, in den Raum zu fahren.
Es sei denn?
Yakup brüllte auf, als er zur Seite hechtete und sich auf dem am Boden Liegenden abrollte, bevor er wieder auf die Füße sprang und genau in einen mörderischen Schlag hineinlief, der ihn bis ins Mark erschütterte…

***

Er fiel nicht, taumelte nur zurück und wurde von der Wand aufgehalten. Das Kerzenlicht flackerte.
In seinen Schein war ein großer, sich schnell bewegender Schatten hineingetaucht, ein Mensch in der dunklen Kleidung eines Ninja.
Und er griff zu.
Er hätte Yakup in diesem Augenblick töten können, weil der Türke so gut wie wehrlos war, aber er hatte etwas anderes vor. Mit einem geschickten Griff faßte er nach dem Plan, den Yakup in der linken

Hand hielt und riß ihn aus den Fingern des Türken. Im nächsten Augenblick verschwand er zwischen den Falten seines dunkelblauen Kampfgewandes. Mit der anderen Hand aber griff der Angreifer hinter seinen Kopf und holte aus der Nackenscheide ein dünnes, scharf geschliffenes Ninja-Schwert.

Er zog es einmal nach links, dann nach rechts und stieß es vor.

Yakup reagierte reflexhaft. Er drehte sich zur Seite und drosch seinen Fuß gegen den Körper des anderen, wobei er mit dem zweiten Fuß in dessen Kniekehlen trat und den Ninja zu Boden schickte, wo sich dieser sofort herumwälzte und das Schwert in einem Bogen führte.

Da hatte Yakup bereits mit einem gewaltigen Sprung über den Tisch gesetzt, kam federnd auf und holte sich eines der Schwerter von der Wand. Er wandte sich auf der Stelle herum - und parierte bereits den ersten Schlag.

Beide Klingen hämmerten gegeneinander. Das helle Geräusch durchschwebte den Raum wie Glockenklang.

Yakup hielt den Schwertgriff in einer Hand, der Angreifer hatte den Griff mit beiden Händen umklammert. In seinen Hieben lag mehr Wucht, so daß Yakup noch mehr abwehren konnte und sich auch in den nächsten Sekunden in die Defensive gedrängt sah.

Keiner gab nach.

Die Klingen pfiffen, wenn sie die Luft zerschnitten, prallten aufeinander, und beide Gegner bewegten sich mit einer tänzerischen Leichtigkeit.

Ein unbedarfter Zuschauer wäre kaum auf die Idee gekommen, daß hier zwei Menschen um Leben und Tod kämpften.

Aber Yakup war der Meister.

Obwohl ihm die andere Klinge fast den Kopf gespalten hätte, ging er nicht mehr zurück, sondern griff an. Sein rechtes Bein flog hoch, der andere bekam den Treffer in der Achselhöhle mit, und ein zweiter Stoß katapultierte ihn zurück.

Er stolperte über den Tisch, riß ihn und die Kerze um, die glücklicherweise verlöschte, lag auf dem Rücken, wobei Yakup nun sämtliche Chancen besaß.

Er schlug zu.

Sein Gegner beherrschte die Kunst des Schwertkampfs ebenfalls. Auf dem Rücken liegend und sich dabei noch drehend, verteidigte er sich und wehrte die Schläge ab.

Er schrie dabei. Das Tuch in seiner unteren Gesichtshälfte war verrutscht. Yakup erkannte den Mann. Er war einer seiner besten Schüler und nun zu einem Verräter geworden.

Wieder schlug Yakup zu.

Diesmal hatte er Glück. Es sah so aus, als würde sich seine Schwertklinge um die der anderen drehen. Der Verräter brüllte

wütend auf, ein schleifendes Geräusch erklang, und plötzlich flog die Waffe des Mannes weg.

Wie eine zustoßende Klapperschlange jagte die Spitze des anderen Schwerts nach unten und kam eine Fingerbreite vor dem Hals des Mannes zum Stillstand.

Yakup starrte den Verräter an. Dessen Gesicht hatte sich, verzogen. Der Mund wirkte wie eine festgefrorene Welle, in den Augen stand der blanke Haß.

»Warum nur?« fragte Yakup. »Warum?«

Er bekam keine Antwort.

»Wer gab dir den Auftrag, Verräter?«

Der Mann spie aus.

Yakups Blick verdüsterte sich. »Ich werde es aus dir herausbekommen, Fendo. Du weißt, daß ich die Gewalt verachte, aber es gibt manchmal Dinge, die man tun muß. Ich werde dafür Sorge tragen, daß du dein eigenes Loch gräbst und es so lange dort aushältst, bis du bereit bist zu reden oder zu sterben. Wir alle werden deine Schreie hören, aber keiner wird dir helfen.«

»Geh zur Hölle!«

Yakup trat einen Schritt zurück. »Steh auf!« befahl er, »und gib mir den Plan zurück.«

Fendo schaute ihn lauernd an. Sein Blick war zudem tückisch. Yakup wußte, daß er die Auseinandersetzung noch längst nicht gewonnen hatte. Fendo würde immer nach einer Möglichkeit suchen, das Blatt noch zu seinen Gunsten zu wenden.

Sehr langsam stand er auf. Er schielte dabei auf die Klinge, und um seine Lippen zuckte es.

»Versuche es nicht!« warnte Yakup.

Fendo spreizte die Arme ab. »Keine Sorge, Yakup. Ich werde dir den Plan geben.«

»Hast du es dir überlegt? Ich will wissen, wer dir den Auftrag gegeben hat und woher du wußtest, daß ich den Plan besitze. Wer steckt dahinter?«

»Ich!«

»Nein, Fendo, ich glaube dir nicht. Es muß ein anderer sein. Hat es Shimada geschafft?«

»Ihn hasse ich!«

»Wer war es dann?«

»Ich war es!« Fendo hielt Yakups Blick stand. Dem Türken war klar, daß er nicht reden würde.

Aber er brauchte Informationen. Das Rad des Schicksals hatte sich weitergedreht. Er glaubte fest daran, daß er höllisch achtgeben mußte, um nicht überrollt zu werden.

»Ich gebe dir noch eine letzte Chance, Fendo. Wenn du nicht redest,

wirst du die Hölle vor dir haben, das weißt du selbst. Es ist in deinem eigenen Interesse!«

»Nein, ich werde.«

»Yakup, was ist denn hier los!« In der Tür erschien Ali. Seine Stimme und sein überraschendes Auftauchen lenkten Yakup für den Bruchteil einer Sekunde ab.

Diese Chance ließ sich Fendo nicht entgehen. Er war schnell wie der Blitz und auch schneller als Ali, der nicht wußte, wie ihm geschah, als er plötzlich gepackt wurde und gegen Yakup flog, der sich ausgerechnet in diesem Augenblick mit seinem Schwert in der Hand umdrehte.

Er sah Ali und erkannte auch, daß die Klinge genau auf ihn zeigte und ihn durchbohren würde.

Fendo floh und Yakup blieb nur eine Chance!

So schnell wie nie ließ er seine Waffe fallen. Sie hatte den Boden noch nicht berührt, als Ali einen Wehlaut ausstieß und in die Arme des Türken fiel.

Er klammerte sich fest. Seine Augen waren groß geworden. Yakup sah darin den Schmerz. Der Junge war noch nicht so weit, daß er seine Gefühle unter Kontrolle behalten konnte.

Seinem Lehrmeister fror fast das Herz ein. Er hatte nicht so schnell schauen können, wie alles geschehen war. Jedenfalls war Ali trotzdem getroffen worden.

Yakup drückte ihn von sich weg. Er hörte Alis Flüstern. »Mein… mein Bein…«

Yakup legte ihn auf den Boden. Fendo war in diesem Moment unwichtig. Yakup trug für Ali die Verantwortung, das hatte er Jane Collins und auch John Sinclair versprochen. Wenn dem Jungen mit dem dunklen Kraushaar etwas passierte, würde er sich sein weiteres Leben nur mehr Vorwürfe machen.

Er legte Ali auf den Boden und in einen durch das Fenster fallenden Lichtstreifen.

Jetzt sah er, was passiert war. Die Klinge der Ninja-Waffe war schräg durch den Hosenstoff und in das Fleisch des linken Oberschenkels gedrungen. Dort hatte der Stahl eine ziemlich lange Schnittwunde hinterlassen.

Ali versuchte zu lächeln. Der Schmerz war stärker. »Yakup, es… es war nicht deine Schuld. Ich hätte nicht zu kommen brauchen.«

Der Türke strich über die Stirn des, Jungen. »Doch, ich mache mir Vorwürfe.«

»Nein.« Ali schluckte. »Es brennt so. Aber du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen. Wir packen es, nicht? Und du… du mußt den Verräter holen. Ich habe ihn gesehen. Er schlich über den Gang. Ich ahnte, daß er etwas Böses vorhatte. Bitte, hol ihn dir. Ich halte es

schon aus hier. Die Wunde bringt mich nicht um.«

Das würde sie auch nicht. Leider blutete sie stark, und der Junge mußte unbedingt behandelt werden. Jeder Ninja kannte sich auch in der Behandlung von Wunden aus, so daß Yakup Ali in guten Händen wußte. Er nickte dem Jungen noch einmal zu und verließ mit langen, geschmeidigen Schritten den Raum.

Wenig später hatte er Alarm gegeben. Eine Sirene klang auf. Ihr Ton war auch in den hintersten Räumen des gewaltigen Klosters zu hören. Die Männer kannten das Signal. Sie kamen aus allen Richtungen herbeigerannt und versammelten sich in der Halle.

Bis auf Fendo!

Yakup schickte einen hoch zu Ali. Es war ein Mann, der sich in der Kunst des Heilens besonders gut verstand und Wunden einzig und allein mit Naturprodukten pflegte.

Den Zurückgebliebenen machte Yakup mit wenigen Sätzen klar, daß es galt, einen Verräter zu fangen, der die Flucht ergriffen hatte. »Holt ihn zurück, aber lebendig!«

Die Ninja fragten nicht weiter, sie verließen das Kloster und schwärmten aus.

Yakup selbst suchte nicht mit. Er konnte es einfach nicht, denn er dachte nur an Ali.

Er ging wieder hoch. Seine Schritte waren längst nicht so geschmeidig wie sonst. Er machte sich noch immer die schwersten Vorwürfe. Hätte er anders reagiert, wäre es zu der Verletzung erst gar nicht gekommen.

Noch bevor er den Raum betrat, hörte er die Stimme seines Schülers, der Ali verband. »Davon stirbt man nicht, mein Junge. Wer ein Mann werden will, muß manchmal durch eine Hölle gehen, um gestärkt wieder hervorzutreten.«

In der Tür blieb Yakup stehen. Er warf einen langen, breiten Schatten in den Raum. Das Sonnenlicht fiel auf die Gestalt des Jungen. Der Verband, der bereits seinen linken Oberschenkel bedeckte, leuchtete wie frisch gefallener Schnee.

»Wie geht es dir?« fragte Yakup und ärgerte sich darüber, daß ihm nichts Besseres eingefallen war.

»Ginzeh ist gut. Er hat eine Salbe auf die Wunde geschmiert. Ich spüre sie kaum noch. Nur ein Ziehen.«

»Das wußte ich.«

Ginzeh lächelte geschmeichelt und stand auf. »Er braucht natürlich Ruhe, aber die wird er haben.«

Dann fragte er: »Wie ist es eigentlich passiert?«

»Das ist einfach zu erklären. Ich habe Ali verletzt.«

»Du?«

»Er hat es aber nicht extra getan«, meldete sich Ali vom Boden her.

»Es war ein Versehen.«

»Natürlich«, gab Yakup zu. »Nur hätte ich besser achtgeben sollen. Aber er hat mich zu sehr überrascht. Fendo ist zu einem Verräter geworden, Ginzeh.«

»An uns?«

»Ja, wir haben eine Schlange an unserem Busen genährt. Doch niemand kann in einen Menschen hineinschauen, auch wir nicht.«

»Er war also ein Judas. Weshalb?«

»Das habe ich nicht herausgefunden, aber er muß in einem bestimmten Auftrag gehandelt haben.«

»Kannst du herausfinden…?«

»Shimada war es nicht. Ein anderer.«

Ginzehs Blick wurde schmal. »Wer hat eine so große Macht, daß er Brüder, die bei uns sind, zu Verrätern machen kann? Weißt du es? Kannst du es dir vorstellen?«

»Nein, ich weiß es nicht. Aber ich werde es herausfinden. Wir müssen diesen Fall lösen. Schaffen wir es nicht, kann unser Kloster in Gefahr geraten.«

»Das sehe ich jetzt auch so.«

»Bringe Ali auf das Krankenlager. Ich werde später zu dir kommen und nach dir schauen. Zuvor aber durchsuche ich die Zelle des Verräters. Vielleicht finde ich dort eine Spur.«

»Meinst du, er hätte etwas hinterlassen?« erkundigte sich Ginzeh zweifelnd.

»Es ist zumindest eine Möglichkeit.« Yakup ging. Er war in Gedanken versunken. Die letzten Minuten hatten ihn innerlich aufgewühlt. Nicht allein die Verletzung seines Schützlings trug daran die Schuld, auch daß sich ein Verräter unter den Brüdern befunden hatte, war für ihn sehr, sehr schlimm.

Yakup schritt eine schmale Treppe hinab. Er überlegte auch, ob er in den Keller des Klosters hinabsteigen sollte, um dort das Totenbaum-Orakel zu befragen. Das hob er sich für später auf.

Niemand verschloß im Kloster die Tür seiner Zelle. Jeder hatte zu jedem Vertrauen, und auch die Tür des Verräters war nicht abgeschlossen. Yakup stieß die Tür auf und betrat den schmalen Raum, der ähnlich karg eingerichtet war wie seiner.

Auch hier fiel das Sonnenlicht durch ein schmales Fenster. Es malte einen breiten Streifen über die Liegestatt. Die nahm sich Yakup Yalcinkaya zuerst vor.

Mit einem Ruck hob er die Decke ab. Die Ninja schliefen zwar nicht auf Holzbrettern, aber die Unterlagen waren nicht viel weicher. Auch sie schleuderte Yakup in die Höhe, ohne irgend etwas zu finden, was auf den Auftraggeber des Verräters hingewiesen hätte.

Sogar die Unterlage schlitzte er auf. Steine und Seegras fielen hervor,

ansonsten fand er nichts.

Im Regal suchte er nach, am Tisch, in dem kleinen Spind. Nichts Verdächtiges war zu finden.

Blieb die Kleidung.

Fendo hatte sämtliche Taschen ausgeleert. Nicht einmal ein Staubkorn war zu entdecken. Er hatte die Spuren verwischt. Aber Yakup war zäh. Man konnte eine Nachricht auch woanders verbergen, als in irgendwelchen Kleidertaschen.

Deshalb schlitzte er eine der gefütterten Winterjacken auf. Er holte das Steppfutter hervor, fand nichts, nahm sich das nächste Kleidungsstück vor, ein blauer Kittel, der bei der Gartenarbeit getragen wurde, und wurde fündig.

Als er den Stoff bewegte, hörte er so etwas wie ein leises Knistern. Das konnte Papier sein.

Mit einem feinen Federmesser schnitt er die Jacke an der Stelle auf, wo er das Knistern vernommen hatte. Der kleine Zettel fiel ihm entgegen. Er brauchte ihn nur noch aufzufalten.

Es war eine Nachricht.

Wer immer sie gebracht hatte, sie war äußerst interessant und eine sehr wichtige Spur.

Erwarte dich in London mit der Beute.

Yakup ließ die Hand mit dem Zettel sinken. Sein Blick veränderte sich, als wollte er bis in die erwähnte Stadt hineinschauen. London also, dachte er. Die Stadt, in der seine Freunde lebten. Etwas mußte dort vor sich gehen. Und es mußte auch mit dem Teil zusammenhängen, das Yakup gefunden hatte.

Plötzlich hatte sich der Kreis geschlossen. Schicksal? Fügung? Was immer es war, Yakup wußte, daß er nicht mehr allein stand. Dieser Fall entwickelte eine weltweite Bedeutung und würde sicherlich in Dimensionen führen, die jetzt noch nicht abzusehen waren.

Der Türke steckte den Zettel ein. Sehr nachdenklich verließ er die Zelle und ging dorthin, wo Ali lag. Im Krankenlager standen vier Betten. Nur eines war belegt. Ali konnte aus dem Fenster und auf die Felder sehen, die das Kloster umgaben. Dahinter zeichneten sich scharf die Konturen der Berge ab.

»Da bist du ja«, begrüßte er seinen Lehrmeister und Freund mit schwacher Stimme.

»Ich hatte es dir versprochen.«

Ali lächelte, als sich Yakup zu ihm auf das Bett setzte. »Jetzt habe ich viel Zeit, in meinen Büchern zu lesen. Wenn ich eine Frage habe, kann ich sie dir dann stellen?«

»Ich hätte dir gern geholfen, aber ich glaube nicht, daß dies möglich sein wird.«

»Wieso nicht?«

»Ich werde das Kloster verlassen müssen!«
Ali erschrak. »Wo willst du hin? Was ist plötzlich so wichtig geworden?«
»Ich werde wohl in kürzester Zeit nach London reisen müssen.«
Alis Augen begannen zu strahlen.
Plötzlich waren die Schmerzen vergessen. »Zu Jane und John…?«
»Ja.«
»Und ohne mich.«
Yakup lächelte schmerzlich. »Ich glaube nicht, Ali, daß es ein großes Vergnügen für mich werden wird. Die Spur, die ich hier im Kloster gefunden habe, führt nach London.«
»Darf ich mehr wissen?«
»Ich kann dir nicht viel sagen. Ich habe nur den Teil eines Plans gefunden, hinter dem auch andere her sind. Shimada ist es angeblich nicht. Deshalb muß ich herausfinden, um welch eine Gruppe es sich handelt. Das verstehst du doch?«
»Ja, bestimmt.«
Yakup stand wieder auf. »Bevor ich fahre, werde ich mich noch von dir verabschieden.«
»Tu das.«
Yakup ging und traf mit dem ersten Suchtrupp zusammen, der erfolglos zurückgekehrt war. Die Männer zeigten sich zerknirscht, bekamen aber keine Vorwürfe zu hören.
»Vielleicht werden es die anderen schaffen«, sagte einer.
Yakup schüttelte den Kopf. »Nein, Fendos Vorsprung ist einfach zu groß. Er hat alle Chancen, sich im unübersichtlichen Gelände zu verbergen und zu fliehen. Wir haben verloren, aber wir werden nicht aufgeben. Ich hole ihn zurück.«
»Und woher?«
»Ich werde nach London fliegen!«
Die Ninja schauten Yakup erstaunt an. Natürlich lagen ihnen Fragen auf der Zunge, aber niemand stellte sie. Die Leute wußten, wie sie sich zu verhalten hatten. Wenn Yakup ihnen hätte mehr sagen wollen, er hätte es getan.
So bedankte er sich für ihre Mühen und ging zurück in seine Kammer. Dort räumte er die Spuren des Kampfes beiseite, richtete den Tisch wieder auf und legte die erloschene Kerze weg.
Dann griff er zum Telefon. Als er den schwarzen Hörer abhob und wählte, wußte er, daß er dabei war, einen entscheidenden Schritt in Richtung Zukunft zu tun…

***

Es hatte zwei Tote gegeben, uns waren der oder die Killer entkommen, aber aus dem Mund des Superintendenten drang kein

Wort des Vorwurfs, als Suko und ich ihm gegenübersaßen.

Im Gegenteil. Er beglückwünschte uns dazu, daß wir noch lebten. »Es hätte auch anders kommen können.«

Da gaben wir ihm recht.

Sir James holte tief Luft. »Ninja«, flüsterte er, »ausgerechnet diese Kämpfer. Sie nehmen keine Rücksicht, sie morden…«

»Sir, sie sind nicht alle so«, widersprach Suko. »Nur eine bestimmte Gruppe. Denken Sie an Yakup Yalcinkaya…«

»Ich habe auch nur die Gruppe gemeint. Trotzdem, sie sind furchtbar, weil sie eben keine Rücksicht kennen und mit Methoden töten, die wesentlich härter sind als die der Mafia. Man kann sie nicht packen. Sie sind schnell und geschmeidig, und sie sind in unserer Stadt. Man hat uns also nicht umsonst gewarnt.«

»Ja, Kerenga!«

»Das ist der Name, auf den es uns ankommt, John. Nur wird er jede Beteiligung an dem Verbrechen abstreiten. Er ist gekommen, um einen bestimmten Gegenstand zu ersteigern, und er hat den Besitzer dieses Plans getötet. Weshalb?«

»Wir können uns nur einen Grund vorstellen, Sir«, sagte Suko. »Es war eben nur ein Teil des Plans. Um alles in Erfahrung zu bringen, hätte er mehr haben müssen. Vielleicht noch zwei oder drei andere Teile. So sehen wir das.«

Sir James schüttelte den Kopf. »Beide Morde waren so etwas von unsinnig und überflüssig.« Er hob die Schultern. »Nichts auf der Welt rechtfertigt einen Mord. Wir wollen nicht philosophieren. Hätte Bancroft auch die anderen Teile der Pläne besessen, hätte er sie sicherlich zur Verfügung gestellt.«

»Das wäre logisch«, sagte ich.

»Aber?«

»Vielleicht wollte Bancroft auch ein Geschäft machen und abwarten, was für einen Teil geboten wurde. Möglicherweise wäre er dann aus der Höhle gekommen.«

»Das klingt nicht schlecht«, gab Sir James zu. »Aber jetzt haben wir nichts in der Hand.«

»Nur Kerenga.«

»Wollen Sie zu ihm gehen und ihn darauf ansprechen?«

»Ich möchte erst die Versteigerung abwarten. Wird sie denn überhaupt stattfinden, wo Bancroft nicht mehr lebt.«

»Das hoffe ich doch«, sagte Sir James. »Ich bin der Meinung, daß wir dort sicherlich interessante Menschen kennenlernen werden. Sie können sich auf den morgigen Abend freuen.«

»Oder auch nicht«, sagte Suko.

»Haben Sie Furcht?«

»Nein, Sir, aber ein verdammt ungutes Gefühl. Ich glaube fest daran,

daß etwas in der Luft liegt, das wir nicht fassen können. Über unseren Köpfen liegt ein Netz, das jeden Augenblick herabfallen und uns einfangen kann.«

»Dann sorgen Sie dafür, daß es durchschnitten wird.«

»Wenn das mal so einfach wäre.« Suko lehnte sich zurück. »Mir gehen die beiden Toten nicht aus dem Sinn. Die Gegenseite geht mit einer Rücksichtslosigkeit vor, die mich erschreckt. In welch einer Welt leben wir, wo so grausam mit Menschenleben umgegangen wird?«

»In der Welt, die wir aus ihr gemacht haben.«

»Leider.«

Sir James schaute auf seine Uhr. »Ich wäre dafür, daß Sie jetzt nach Hause fahren und sich auf den morgigen Tag vorbereiten, wo Sie fit sein müssen. Und gehen Sie davon aus, daß der oder die Mörder Sie erkannt haben.«

»Dann stünden auch wir auf ihrer Liste«, folgerte ich.

Sir James sah die Sache gelassen. »Auf welcher Liste stehen Sie nicht?« fragte er.

»Das ist unser Problem.« Ich erhob mich. Suko tat es mir nach. Wir verabschiedeten uns, gingen noch einmal ins Büro und erklärten Glenda, wo sie uns finden konnte, wenn Not am Mann war.

Sie wußte Bescheid über die beiden Morde und stellte auch keine weiteren Fragen mehr.

Dann gingen wir.

Noch herrschte nicht der große Berufsverkehr. Dafür war es zu früh. Aber die Sonne meinte es an diesem Tag zum erstenmal seit langer Zeit gut. Sie schien warm auf London nieder und ließ die Laune der Menschen ansteigen.

Unsere Bedrückung aber blieb. Öfter als sonst schaute ich in den Innen- und Rückspiegel, konnte aber keine Verfolger entdecken. Wenn man uns tatsächlich auf der Spur war, hielt man sich wohlweislich zurück. Auch in der Tiefgarage lauerte niemand auf uns. Wir hatten es schon umgekehrt erlebt.

Zuerst durchsuchten wir Sukos Wohnung. Sie war leer. Es sah auch nicht so aus, als hätte er Besuch bekommen.

Wir blieben bei mir.

Suko räusperte sich, als er das Geräusch hörte, mit dem Bier ins Glas floß. »Du solltest einen klaren Kopf behalten, John.«

»Eine Flasche beruhigt.« Ich kehrte mit beiden Dingen in den Wohnraum zurück und stellte das Glas vor mir auf den Tisch. Mein Freund schaute an mir vorbei. Sein Gesicht war unbeweglich, aber ich war sicher, daß es hinter seiner Stirn arbeitete.

»Hast du was?« fragte ich ihn.

»John, ich ziehe Verbindungen.«

»Zu wem?«

Er verzog die Lippen. »Du kannst mich meinetwegen auslachen, aber ich werde das Gefühl nicht los, daß dieser Fall noch weite Kreise zieht.«
»Wie weit?«
»Das ist es eben.« Er stand auf und stellte sich ans Fenster. »Bereits in der letzten Nacht habe ich die Unruhe verspürt. Wenn mich nicht alles täuscht, habe ich dir sogar davon berichtet.«
»Meinst du Shao?«
»Ja, sie.« Er hob die Schultern. »Es ist so, John. Es war wie eine Botschaft, eine Nachricht, ein Gedanke, der mich im Traum erwischte. Vielleicht auch eine Warnung.« Er hob die Schultern. »Du weißt ja, Shao hat die Nachfolge der Sonnengöttin angetreten, und ich werde jetzt mal einen großen Bogen schlagen. Wir haben es mit einer asiatischen Magie zu tun. Kerenga ist ein Japaner. Amaterasu eine japanische Sonnengöttin. Und der Plan?«
»Wir hätten uns ihn vorher ansehen sollen.«
»Stimmt. Aber selbst Sir James hat es nicht geschafft, daß sich uns die Türen öffnen.«
»Worauf willst du hinaus, Suko?«
»Ich kann mir nicht helfen, aber ich werde einfach das Gefühl nicht los, daß Shao auch mitmischen wird. Sie kann gezwungen werden, ihre Dimension zu verlassen und sich uns zu zeigen. Als Phantom mit der Armbrust. Die Sonnengöttin…«
»Spekulation, Suko - Träume…«
»Wie oft hast du schon im Schlaf gewisse Warnungen bekommen. Ich habe dir immer gesagt, daß Shao für mich nicht restlos verloren ist. Ich sehe sie zwar nicht, aber sie ist noch vorhanden, wenn du verstehst, was ich meine.«
»Sehr gut sogar.«
Suko winkte ab. »Du willst mir nicht folgen, John. Lassen wir es darauf ankommen. Wie wäre es mit etwas Eßbarem?«
»Bist du mit Dosenfutter zufrieden?«
»Für wen? Katze oder Hund?«
»Angeblich Mensch. Ich habe da noch einen Gemüseeintopf, der muß weg.«
»Dann mach ihn warm.«
Eine Viertelstunde später aßen wir. Das Zeug schmeckte nach Dose und aufgewärmt, aber man konnte eben keine Frische verlangen. Nach dem dritten Bissen klingelte das Telefon.
»John, hier ist Yakup!«
Ich schrak zusammen. Mit ihm als Anrufer hatte ich wirklich nicht gerechnet. »Meine Güte, Yakup, was ist geschehen?«
Auch Suko horchte auf, als ich den Namen erwähnte.
»Das will ich dir sagen. Hör mir jetzt bitte genau zu!« Ich erfuhr eine

sehr glaubhafte Geschichte, die trotzdem unglaublich klang, weil sie im Prinzip mit unserem Fall zu tun hatte und ich nur den Kopf schütteln konnte.

Zum Schluß erklärte Yakup mir, daß er die nächste Maschine nach London nehmen wollte und wir ihn nicht abzuholen brauchten.

»Moment mal«, sagte ich. »Du willst also kommen, aber was ist mit dem Dieb?«

»Verschwunden.«

»Das weiß ich. Du hast die Nachricht gelesen. Wir müssen doch damit rechnen, daß er in London eintrifft.«

»Stimmt. Daran habe ich nicht gedacht.«

»Wie lautet sein Name?«

»Fendo!«

»Okay, vielleicht schaffen wir es, ihn am Flughafen zu stellen. Das wäre natürlich eine Chance.«

»Ich drücke euch die Daumen.«

»Und er trägt den Plan tatsächlich bei sich?«

»So ist es.«

»Bis später dann, Yakup. Und grüße Ali recht herzlich von uns.«

»Mach' ich. See you.«

»Neuigkeiten?« fragte Suko. Auch er hatte sein Essen kalt werden lassen.

»Worauf du dich verlassen kannst. Allmählich habe ich den Eindruck, daß sich alles nur um einen gewissen Plan dreht.«

»Erzähl.«

Ich berichtete, und Suko hörte aufmerksam zu. Er schüttelte ein paarmal den Kopf, weil er es nicht fassen konnte, und war natürlich ebenfalls sehr dafür, daß wir den Flughafen unter Kontrolle hielten, um diesen Fendo zu fangen.

Ich kannte in Heathrow verantwortliche Leute, die mir keine Steine in den Weg legen würden. Den Einsatzleiter der Sicherheitstruppe hatte ich sehr schnell an der Strippe.

»Problem, John?«

»Ja, Dave, einige.« Ich lachte in den Hörer. »Aber nichts, was ihr nicht lösen könntet.«

»Dann rück mal raus damit.«

Ich berichtete ihm davon, was wir vorhatten. Seine Antwort klang nicht gerade optimistisch. »Wir müßten alle Passagiere kontrollieren, die aus den Staaten kommen. Es sind ja nicht nur die Direktflüge Frisco - London. Euer Mann kann zwischendurch umgestiegen sein…«

»Ich weiß, aber es geht um viel.«

»Wann ging es das bei euch mal nicht? Hoffentlich gibt es keine große Aktion.«

»Nein, wir werden achtgeben.«

»Okay, ich rufe zurück.«

Ich gab ihm meine Privatnummer und wartete. Die Zeit verkürzte ich mit dem Rauchen einer Zigarette. Nach fünfzehn Minuten kam der Anruf. Ich hatte mir einen Zettel zurechtgelegt, schrieb mit und erfuhr, daß die ersten Maschinen aus den Staaten noch an diesem Abend landen würden.

»Das ist zu knapp. Er wird, wenn überhaupt, erst morgen eintreffen.«

»Okay.« Ich bekam die Daten durch, bedankte mich und versprach, mich bei ihm zu melden.

»Ist es dir jetzt wohler?« fragte mich Suko.

»Und ob. Wir haben wenigstens etwas in der Hand.«

»Mir ist kaum wohler, John. Wahrscheinlich werden wir nicht die einzigen sein, die diesen Fendo erwarten. Davon sollten wir ausgehen. Kerenga hat nicht umsonst seine Mannschaft mitgenommen.«

»Darauf werden wir schon achten. Zudem können die anderen kaum in den inneren Sicherheitskreis gelangen. Bevor die etwas geschnallt haben, ist Fendo schon verschwunden.«

»Ich hoffe es für uns.«

Suko sah den Fall ziemlich pessimistisch. Auch dann noch, als er mich verließ und rüber in seine Wohnung ging. Trotz allem schlief ich in der folgenden Nacht gut, und von Ninja träumte ich auch nicht…

***

Am folgenden Morgen fuhren Suko und ich ziemlich zeitig raus nach Heathrow. Auf dem Motorway kamen wir schnell voran. Die Sonne war aufgegangen und wärmte mit ihren hellen Strahlen die klare Morgenluft. Eigentlich hätte man in Urlaub fahren müssen und nicht wieder in eine Aufgabe hinein, von der niemand sagen konnte, wie sie ausgehen würde.

Den Sicherheitschef Dave Danner hatte ich zuvor informiert, so daß wir direkt auf ein bestimmtes Gelände fahren konnten und nicht erst große Umwege zu machen brauchten.

Die langen Gebäude ließen wir links liegen, gelangten vor einen Zaun, dessen Metall im Sonnenlicht glänzte, und wurden von einem uniformierten Menschen kontrolliert, bevor wir auf das Gelände fahren konnten, wo wir neben einem flachen Gebäude hielten, in dem einige Büros untergebracht waren.

Dave Danner war ein hochgewachsener Mann mit dunklen Haaren und breiten Schultern. Er kam uns sonnenbraun und leicht grinsend entgegen. »Waren Sie in Urlaub, Dave?«

»Ja, tief im Süden.«

»Sie Glücklicher.«

Er lachte. »Was wollen Sie? Haben Sie keinen Urlaub, John?«

»Was ist das?«

Wir hatten mittlerweile sein Büro betreten. Es war sehr hell und mit einer großen, kugelsicheren Scheibe versehen. »Was ist, möchten Sie einen Kaffee?«

»Bleibt uns die Zeit?«

»Bis zur Landung der ersten Maschine immer.« Er hatte frischen Kaffee gekocht und schenkte ein.

»Wie haben Sie sich den Vorgang gedacht? Sollen wir Ihren Mann ausrufen lassen oder…«

»Nicht ausrufen. Wir müssen ihn fassen, bevor er die Kontrollen durchläuft.«

»Also bei der Kontrolle.«

»Ja, das ist gut.«

Danner lächelte. »Dann können wir nur hoffen, daß er seinen normalen Ausweis benutzt.«

»Ich glaube nicht, daß er das Risiko eines gefälschten Papiers eingeht. Außerdem kann er keinen Verdacht geschöpft haben. Das Netz hat sich unsichtbar über seinen Kopf gelegt.«

»Wir werden sehen. Ist mit Waffen zu rechnen?«

»Bekommt er die durch den Zoll?«

Danner schüttelte den Kopf. »Im Prinzip nicht, aber möglich ist eben alles.«

»Er hat Waffen«, sagte Suko zu unserer Überraschung. »Denkt an seine Hände und Füße. Diese sind oft genug tödlich. Du kennst die Ninja ebenfalls, John.«

»Ja.«

Dave Danner nickte überrascht. »Oh, mit dieser Sorte haben wir es also zu tun.« Er stellte die Tasse ab. »Sollten wir da nicht noch einige Leute zuholen?«

»Meinetwegen«, stimmte ich zu. »Aber bitte unauffällig.«

»John, wofür halten Sie uns?«

Suko schaute auf seine Uhr. »Wird es nicht Zeit?«

»Ja, wir können gehen.«

Suko und ich hatten am Kaffee nur genippt. Ich nahm noch einen letzten Schluck, mein Freund verzichtete darauf. Wir schritten hinter Dave Danner her, der mit wiegendem Gang vorausging und nicht den Weg zur Außentür einschlug, sondern nach links abbog, wo eine Rolltreppe neben einer normalen in die Tiefe führte.

»Geht es unter die Erde?« fragte ich.

»Ja, wir haben einen Verbindungsgang geschaffen. So können wir ungesehen zu den Terminals gelangen.«

»Sehr gute Sache«, sagte ich und nickte anerkennend.

»Ja, manchmal lassen wir uns etwas einfallen.« Nebeneinander schritten wir durch den Betontunnel.

Unter der Decke strahlten die kalten Leuchtstoffröhren ihr Licht auf

die blanke Fläche des Untergrunds.
Zwei Uniformierte kamen uns entgegen, grüßten und gingen vorbei.
Nach einigen Minuten der Wanderschaft erreichten wir wieder eine Rolltreppe und fuhren hoch in den Sicherheitstrakt, wo Beamte vor Monitoren saßen und den Betrieb in den Hallen überwachten.
Sie meldeten keine besonderen Vorkommnisse.
Die erste Maschine aus den Staaten befand sich bereits über London. Sie kam direkt aus New York.
Auf einem abseits stehenden Monitor konnten wir beobachten, wer die Maschine nach dem Andocken verließ. Es waren auch Asiaten dabei. Sie trugen dunkle Anzüge und sahen aus wie Geschäftsleute.
Nichts für uns.
Dave Danner hatte mittlerweile bei seinen Leuten nachgefragt, ob Asiaten in den Hallen aufgefallen waren. Die Streifengänger verneinten.
Nach einer Stunde waren drei Maschinen aus den Staaten gelandet, und wir warteten weiter.
Allmählich hatte ich mich an den Betrieb gewöhnt, peilte mit einem Auge auf den Monitor und mit dem anderen auf die Kaffeetasse, die neben dem Gerät stand. Hin und wieder nahm ich einen Schluck von dem passablen Getränk.
»Die nächste Maschine kommt direkt aus Frisco«, meldete Dave.
Auch da hatten wir kein Glück. Zwar flogen zahlreiche Chinesen mit, aber bei der Paßkontrolle fiel kein Name auf.
So schauten wir weiter auf den Monitor. Es ging schon auf den Mittag zu, als eine Maschine aus Chicago gemeldet wurde. Wieder überkam uns das Gefühl der Anspannung. Die versteckt aufgebaute Kamera lieferte uns das Bild der durch den langen Schlauch gehenden Passagiere.
Einer der letzten Fluggäste war ein hochgewachsener Mann, der ebenfalls ein asiatisches Aussehen besaß. Japaner war er nicht. Vielleicht ein Malaie. Er trug nur einen kleinen Handkoffer in der Rechten, der bei jeder Bewegung mitschwang.
»Das kann er sein«, sagte Suko leise. »Wie kommst du darauf?«
Suko stand neben mir und schaute über meine rechte Schulter hinweg.
»Gefühl.«
»Wir werden sehen.« Ich winkte Dave herbei.
»Was ist denn?«
»Der Mann vorn.« Ich streckte meinen Finger aus und folgte damit den Gehbewegungen der Gestalt. »Das könnte unser Freund sein.«
»Könnte?«
»Haben Sie trotzdem ein besonderes Auge auf ihn.«
Dave Danner telefonierte bereits mit den Leuten an der Zollkontrolle,

nickte und kehrte zu uns zurück. »Es geht alles klar, sie halten den Typen auf.«

»Gut.« Ich schwang mich aus dem Stuhl. Dave befand sich schon an der Tür und winkte uns. Wir liefen durch einen von der Halle abgetrennten Korridor, gingen um zwei Ecken und erreichten das kleine Häuschen des Paßkontrolleurs, an dessen Rückseite wir stehenblieben.

Ein Gitterweg führte auf das Haus zu. Die Papiere wurden kontrolliert, dann mußte sich der Fluggast nach links wenden, wo er auch zu den Transportbändern kam, wo das Gepäck seine Runden drehte.

Davor standen wir. Möglichst harmlos, wir wollten nicht schon vorher auffallen.

Danner hielt sich hinter dem Kontrolleur auf, der jetzt den Paß entgegennahm und sich über seine rechte Wange strich. Für uns ein Zeichen, daß er den Gesuchten vor sich hatte.

Er kontrollierte das Papier nicht länger als nötig, gab es dem Fluggast nickend zurück und ließ ihn laufen.

Dave Danner verließ das kleine Haus. Wir hatten alles genau festgelegt.

Fendo hatte Suko und mich bereits passiert, so daß wir uns in dessen Rücken befanden, als Dave ihn ansprach. »Mr. Fendo, bitte kommen Sie mit. Sicherheitskontrolle.«

Der Mann aus Frisco blieb stehen. Nicht normal locker, sondern ziemlich steif. »Ich habe nichts zu verzollen«, sagte er.

»Das wollen wir gerade überprüfen.«

Fendo nickte, hob die Schultern - und schlug zu. Seine linke Handkante zielte auf Danners Kopf, der zurückzuckte, den Treffer aber abgeschwächt nehmen und zusehen mußte, wie Blut aus seiner Nase schoß. Er taumelte zurück, alles war unheimlich schnell gegangen, der Ninja wollte über den noch fallenden Körper hinwegsetzen, aber er hatte nicht mit Suko gerechnet, der ihm in den Rücken sprang, ihn umklammerte und zu Boden schleuderte, wobei er ihn nicht losließ.

Fendo krümmte sich. Plötzlich schnellte er wieder hoch, der Koffer, den er noch immer hielt, prallte gegen Sukos Kopf, doch mein Freund kam mit der Linken durch. Sie federte in Fendos Magen, aber der Ninja nahm den Treffer hin.

Dann war ich bei ihm.

Eine sichere Sache ist immer noch der Berettalauf. Bevor Fendo abducken konnte, raste meine Faust mit der Waffe nach unten und traf ihn haargenau.

Der Mann kniete vor mir. Er schaute mich plötzlich verwundert an und sackte dann zusammen. Ich hebelte sofort seine Arme auf den Rücken und ließ Handschellen um seine Gelenke schnappen.

Das war erledigt.
Suko nickte mir zu. »Mein lieber Schwan, der scheint tatsächlich etwas zu verbergen haben.«
Ich hatte den Koffer schon an mich genommen. »Hier werden wir es finden.«
Neugierige umstanden uns. Ich schaute mir die Gesichter genau an. Keiner befand sich darunter, den ich zu Fendos Helfern gezählt hätte. Auch Dave Danner kam zu uns. Vor seine blutende Nase hatte er ein Taschentuch gepreßt. »Ich glaube«, sagte er gequetscht, »ich hätte doch mehr achtgeben sollen.«
»Ja«, stimmte ich ihm bei. »Diese Ninja dürfen keinesfalls unterschätzt werden.«
»Jedenfalls habe ich wieder etwas gelernt«, sagte Dave mit leichtem Galgenhumor.
»Konsultieren Sie trotzdem einen Knochenflicker. Vielleicht wird Ihre Nase nicht mehr so, wie sie einmal war.«
Er winkte mit der freien Hand ab. »Bei einem Mann kommt es nicht auf Schönheit an.«
»Richtig«, pflichtete Suko ihm bei. »Da brauchen Sie sich nur unseren Freund John Sinclair anzuschauen.«
Ich bedachte meinen Freund nur mit einem vernichtenden Blick. Ansonsten hielt ich mich vornehm zurück und beschäftigte mich mit dem Koffer, um ihn zu öffnen.
Das war gar nicht einfach, weil die Schlösser einen Code besaßen. Während zwei Beamte den bewußtlosen Ninja, auf dessen Stirn eine dicke Beule wuchs, wegschleppten, hatte Dave schon jemand besorgt, der sich mit Koffern auskannte und auch das nötige Werkzeug mitbrachte. Ein schmaler Bursche mit blassen Haaren, der auf den Koffer blickte und danach uns anschaute.
»Ist eine Bombe darin?«
»Das glauben wir nicht. Außerdem ist er kontrolliert worden. Sie brauchen ihn nur zu öffnen.«
»Danke.«
Er setzte einige Instrumente dort an, wo Unterteil und Deckel zusammenstießen. Dabei summte er ein Liedchen. Anscheinend bereitete ihm das Öffnen des Koffers keinerlei Schwierigkeiten.
Der Deckel ließ sich hochklappen, und unser Blick fiel auf einige Wäschestücke, die ich durchsuchte, aber nicht das fand, was ich eigentlich hatte finden wollen.
»Es muß aber da sein!« sagte Suko.
»Wir nehmen uns Fendo vor.«
Er lag in einem Extra-Raum auf einer Pritsche und wurde von den beiden Beamten bewacht. Suko und ich tasteten ihn gemeinsam ab, unsere Hände fuhren dabei auch in die Taschen, und Suko wurde

fündig. Aus der hinteren rechten Hosentasche holte er das hervor, wonach wir so verzweifelt gesucht hatten.

Nur ein kleines Stück Leder…

Hellbraun von der Grundfarbe her. Suko faltete es auseinander. Uns fiel sofort die Bemalung auf.

Sie bestand aus Wellenlinien, strichen und kleinen Symbolen.

»Kannst du etwas damit anfangen?«

»Nein.«

»Sieht aus wie ein Plan«, meinte Dave.

»Das soll auch wohl einer sein. Aber schlau werde ich daraus nicht«, gab mein Freund zu.

»Wir müßten auf Yakup warten.«

»Oder auf den anderen Teil des Plans, der versteigert werden soll, danebenlegen.«

»Das geht auch.«

»Willst du ihm Kerenga vor der Nase wegschnappen?« fragte Suko lachend.

»Das wäre mein größtes Vergnügen im Augenblick.«

Dave hatte noch eine Frage. »Wollen Sie Ihren Gefangenen selbst mitnehmen?«

»Ja, wir packen ihn in den Rover. Mal sehen, vielleicht redet er einige Worte.«

»Das glaube ich kaum.«

Ich schaute Suko an. »Zumindest haben wir so etwas wie ein kleines Druckmittel gegen Kerenga in der Hand.«

Uns war nicht aufgefallen, daß der Ninja uns zuhörte. Er war aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht und starrte uns aus seinen dunklen Augen kalt an.

Ich zeigte ihm den Plan, bevor ich ihn wegsteckte. »Das war es doch wohl, was Sie haben wollten.«

Er schwieg und preßte seine Lippen zusammen, als wollte er demonstrieren, daß er auch in Zukunft nichts sagen würde.

»Können Sie laufen?«

Der Ninja erhob sich. Für einen Moment zuckten die Mundwinkel. Ich konnte ihm nachfühlen, was in seinem Kopf vorging, aber kein Wort der Klage drang aus seinem Mund.

»Wie kommen wir am besten zu unserem Wagen?« fragte ich Dave Danner.

»Ich führe euch.«

Wir nahmen den Ninja zwischen uns, der gefesselt blieb und kein Wort sprach.

Wieder gingen wir einen unterirdischen Weg, bis wir unser Ziel erreicht hatten, ins Freie traten und von Dave Danner verabschiedet wurden. »Hat doch gut geklappt, oder nicht?«

»Hervorragend.«
»Na, dann bis zum nächstenmal.«
»Ja, und lassen Sie sich eine neue Nase verpassen, sonst sagt Ihre Frau noch Sie zu Ihnen.«
»Ich bin nicht verheiratet.«
»Noch schlimmer. Wie werden die Freundinnen nur reagieren?«
»Die verstecken sich.«
Suko hatte unseren Gefangenen mittlerweile in den Fond des Rover verfrachtet. Er selbst nahm neben ihm Platz und hatte eine Handschelle mit dem hinteren Haltegriff verbunden. »Keine Dummheiten«, warnte er ihn, als ich einstieg. »So gut wie du bin ich auch.«
»Ja, klar.«
Ich startete. Noch lag ein langer Weg vor uns. Ich dachte daran, daß er in letzter Zeit zu einer gefährlichen Strecke geworden war. Schon zweimal war ich in der letzten Zeit auf dem Weg von Heathrow nach London angegriffen worden.
Allerdings nicht von Gangstern oder Ninja, das waren magische Attacken aus dem Lande Aibon gewesen.
Wir ließen das Sicherheitsgelände hinter uns und reihten uns wenig später in den Kreis der normalen Zubringerstraßen ein.
Suko unterhielt sich mit Fendo.
»Sind Sie nicht abgeholt worden?« fragte er.
»Nein!«
»Dann hätten Sie den Weg allein gefunden?«
»Ja.«
»Und wo wären Sie hingefahren?«
»Das habe ich glatt vergessen.«
Suko sah ein, daß es keinen Sinn hatte, ihm weitere Fragen über dieses Thema zu stellen und wechselte das Thema. »Weshalb haben Sie Yakup Yalcinkaya den Plan gestohlen?«
»Wer ist das?«
»Ihr ehemaliger Meister im Kloster.«
»Kenne ich nicht.«
»Sie kommen nicht aus Frisco?«
»Nein.« Er räusperte sich. »Aus Chicago.«
Ich hörte Suko ärgerlich schnaufen und riet ihm, das Thema fallenzulassen. »Das hat keinen Sinn«, sagte ich. »Der redet doch nicht mehr.«
»Irgendwann in naher Zukunft wird er es vielleicht lernen!« knirschte mein Freund. Er wandte sich an Fendo, ohne sich um dessen kalten Blick zu kümmern. »Die servieren dich ab, mein Junge. Du bist ein Versager, und Versager haben in eurer Gruppe keinen Platz, das weiß ich genau. Vielleicht werden wir noch einmal deine einzige Hilfe sein.

Das solltest du dir merken.«

Fendo verzog nicht einmal die Lippen. Er hatte Suko mit seiner ihm eigenen Sturheit hingenommen.

Ich hatte mich nicht mehr eingemischt und mischte mich auch nicht ein. Mein Blick war auf die Fahrbahn gerichtet, und auch den fließenden Verkehr hinter uns behielt ich im Auge. Mir war die Überwältigung des Mannes einfach zu glatt über die Bühne gegangen. Kerenga mußte gewußt haben, daß sein Bote in London eintraf. Wer ein so wichtiges Stück mit sich trug, den ließ man einfach nicht allein. Wenn doch, dann behielt man den Boten wenigstens unter Beobachtung.

Der Verkehr rollte völlig normal dahin. Das hatte er vor kurzer Zeit auch noch getan, als urplötzlich die fremde Kraft aus der Zwischenwelt Aibon eingegriffen hatte.

Verdächtige Wagen entdeckte ich nicht. Keine Gangsterlimousinen, wie sie in den Filmen zu sehen sind. Was sich auf dem Motorway bewegte, fiel nicht weiter auf.

Hinter mir hing Fendo in seinem Sitz. Die Haltung war nicht angenehm. Besonders nicht auf längerer Strecke, aber dieser Mann war auch noch gefesselt gefährlich.

Das wußte Suko ebenfalls. Er hielt zu Fendo genügend Abstand, um nicht von einem schnellen Angriff überrascht zu werden. In der Enge des Fonds würde sich der Ninja trotz seiner Beweglichkeit schwertun. Auf seiner Stirn wuchs eine Beule. Er mußte rasende Kopfschmerzen haben, aber kein Laut der Klage drang über seine Lippen.

Das Gelände war flach. Es lag unter dem Schein der Sonne. Die Natur konnte endlich aus dem langen Winterschlaf erwachen, und das wurde auch Zeit.

Ein Mercedes huschte vorbei. Drei Männer saßen darin. Sie bedachten uns nicht einmal mit einem Seitenblick.

Ich hielt mich an die normale Geschwindigkeit und fuhr auf der Mittelspur. Uns folgte ein Geländewagen. Es war ein Toyota. Auf seinem weißen Lack spiegelten sich die Strahlen der Sonne. Auf dem Dach des Wagens klemmte noch ein Gepäckträger. Wer hinter dem Lenkrad saß und wie viele Personen in dem Fahrzeug saßen, konnte ich nicht sehen, da der Wagen getönte Scheiben besaß.

Jedenfalls rückte er uns auf die Pelle.

Suko bemerkte, daß ich mehrmals in den Rückspiegel geschaute hatte, drehte sich um und peilte durch das Heckfenster. Einen längeren Blick konnte er nicht riskieren, weil er Fendo nicht aus den Augen lassen wollte.

»Kommt dir der weiße Toyota verdächtig vor, John?«

»Ja, er folgt uns schon eine Weile. Er bleibt ziemlich starr hinter uns.«

»Geh mal vom Gas.«
»Das hatte ich gerade vor.«
In den folgenden Sekunden sank unsere Geschwindigkeit ab. Ich kicke den Blinkhebel und zog den Rover auf die linke Fahrspur rüber.
Der Toyota blieb in der Mitte und behielt sein Tempo bei. Ich sah ihn im Innenspiegel. Auf dem Dachgepäckträger lag etwas Schwarzes, Längliches, das wie eine Kiste wirkte.
Manchmal sieht man wirklich Gespenster. Wenn man unter Druck steht, kann man kaum noch jemandem trauen. Überall kann der Gegner hocken, und Verräter gibt es auch. Fendo war dafür das klassische Beispiel gewesen.
Yakup war sicherlich schwer getroffen worden. Er vertraute seinen Schülern sehr, das mußte er auch. Die Gruppe hatte Feinde, da mußte sich einer auf den anderen verlassen können.
Vor uns vibrierte das mit Lampen dekorierte Heck eines Trucks, dessen hohe Ladeflächen-Verkleidung schimmerte wie frisch poliertes Aluminium. Da ich den Wagen nicht überholen wollte, mußte ich noch mehr vom Gas. Zudem holte auch der Toyota auf und befand sich bereits im toten Winkel.
Fendo rührte sich nicht. Er nahm seine Gefangenschaft mit stoischer Geduld hin. Was in seinem Kopf vorging, war am Gesicht nicht abzulesen.
Suko behielt ihn gut unter Kontrolle. Er schaute auch nach rechts, wo der Schatten des Toyota erschien. Eine Kühlerschnauze schob sich heran, und plötzlich war der Wagen neben uns.
Automatisch warf ich einen Blick in seine Richtung.
Plötzlich wurden meine Augen groß. Schweiß bildete sich auf der Stirn. Auch Suko hatte die Veränderung bemerkt. Ich hörte aus dem Fond einen überraschten Laut.
Der Gegenstand auf dem Dachgepäckträger hatte sich bewegt. Es war auch keine längliche Holzkiste, wie wir angenommen hatten, sondern ein Mann im dunklen Kampfanzug.
Ein Ninja!

***

Und wir kamen nicht weg!
Vor uns donnerte noch immer der Truck über den grauen Asphalt. Neben uns befand sich der Toyota, auf dessen Dach der Ninja sein Kampfschwert zog. Mit einer Hand hielt er sich am Rand des Dachgepäckträgers fest. Seine Kleidung flatterte im Fahrtwind. Das Mundtuch bewegte sich ebenfalls und sah so aus, als würde es jeden Augenblick von seinem Gesicht weggerissen.
Ich ließ meinen Blick in das Innere des Toyota gleiten. Jetzt behinderten mich auch nicht die dunklen Scheiben. Im Wagen hockten

mindestens noch drei weitere Gegner.
Das also war das Empfangskommando!
Der Fahrer des Toyota behielt unsere Geschwindigkeit bei. Für mich war der Grund klar. Die Ninja waren Kämpfer, die das Unmögliche wahrmachten.
Sie würden auch aus einem fahrenden Wagen angreifen und kurbelten nun die Scheiben nach unten.
Das alles hatte nicht länger als fünf Sekunden gedauert. Ich mußte auf den Verkehr achtgeben und auch die Ninja im Auge behalten. Diesmal war Suko wichtig.
»Hör zu, Partner! Auf dich kommt es an.«
»Ich weiß, John!«
Da sprang der Ninja! Es sah aus wie im Zirkus. Die flatternde Gestalt löste sich vom Dach des Toyota und breitete ihre Arme aus, als wollte sie unseren Wagen umschlingen.
Einen Moment später hörten wir den dumpfen Laut auf unserem Autodach. Ein heftiger Schlag, der Wagen erzitterte, eigentlich hätte der Ninja fallen müssen, aber er hielt sich trotzdem irgendwie fest.
Und auch seine Kumpane griffen ein.
Ich sah die schattenhaften Bewegungen im Innern des Toyota. Etwas schob sich aus dem herabgekurbelten Fenster.
Es war lang und spitz!
Ein Pfeil.
»Bremsen!« Suko hatte das Wort geschrieen, und ich rammte den Fuß auf das Pedal.
Gleichzeitig schoß der Ninja aus dem Toyota. Für einen Pfeil war eine Autoscheibe kein Hindernis.
Er jagte hindurch. Suko hatte sich geduckt, aber unser Gefangener hing in einer Haltung, wo er sich kaum bewegen konnte.
Er wurde erwischt.
Wo ihn der Pfeil traf, konnte ich nicht sehen, denn vor mir erschien ein Schatten. Durch den Bremsvorgang war der Ninja vom Dach gerutscht und prallte auf die Kühlerhaube, wo er noch hochfederte, sich dabei aber drehte und die Klinge einen blitzenden Halbkreis beschrieb. Bevor der Ninja neben dem Rover zu Boden prallte, erwischte er noch die Frontscheibe und zerstörte sie.
Ich schaute plötzlich gegen eine undurchsichtige Wand. Glaskrümel fielen mir entgegen. Eine Lücke war entstanden. Der Fahrtwind pfiff mir ins Gesicht und brachte auch Splitter mit.
»John, halt an!«
Suko hatte gut reden. Ich schaute nach rechts, aber der Toyota war schon vorbei.
Eine blitzschnelle Attacke hatten sie geführt und wahrscheinlich ihr Ziel erreicht.

Manchmal hat man Glück. Wo der Ninja von der Kühlerhaube her aufgetickt war, konnte ich nicht mehr sehen, dafür lag der kleine Rastplatz ungefähr hundert Yards weiter. Und die waren schnell zurückgelegt. Die Reifen radierten und quietschten dabei, als ich den Rover ein wenig zu heftig in die Einfahrt hineinriß, ihn aber abfing und durchfuhr, wobei ich den Toyota nicht mehr sah. Er war weitergefahren. In der Mitte der Parkbucht hielt ich an.

Als der Wagen stand, überkam mich der Schock. Ich zitterte nicht nur in den Armen, auch meine Knie waren weich geworden. Auf der Stirn lag ein Schweißfilm.

Fünf Sekunden ruhte ich mich aus, während sich Suko hinten im Fond bewegte.

Auch dort war eine Scheibe zerstört worden. Der Pfeil hatte sie glatt durchschlagen, sein Ziel aber getroffen. Er steckte im Körper des Gefangenen.

Suko hatte den Mann schon losgebunden. Er hing schräg im Sitz, mein Freund saß neben ihm, kalkig im Gesicht. »Soll ich mir jetzt Vorwürfe machen, John?« fragte er.

»Nein.«

»Verdammt, ich konnte nichts verhindern. Ich hätte ihn anbinden müssen.«

»Ist er tot?« Ich hatte mich abgeschnallt, schräg hingesetzt und schaute über die Lehne. Der Pfeil hatte ihn in der Körpermitte erwischt, unterhalb des Herzens. Nicht ein Tropfen Blut war zu sehen, aber die Augen des Mannes besaßen noch den Glanz eines lebenden Menschen.

Suko sprach ihn an.

Der Ninja drehte den Kopf. Seine Lippen verzogen sich. Es sollte wohl ein Lächeln sein. Eine Antwort bekam mein Freund nicht. Dafür brach der Blick des Mannes.

Jetzt war er tot.

Ich atmete schnaufend aus. Suko hob die Schultern und stieg aus. Ich folgte seinem Beispiel. Durch einen Buschstreifen von uns getrennt, rauschte der Verkehr über den Motorway. Mit der Fußspitze zeichnete ich Kreise auf den Untergrund. »Allmählich wird mir dieses Stück Straße unheimlich. Der Weg vom Airport nach London scheint in der letzten Zeit zu einer- dämonischen Strecke geworden zu sein.«

»Manchmal reitet der Teufel auch tagsüber. Aber ihr Ziel haben sie nicht erreicht. Wir besitzen den Plan.«

»Wenigstens etwas«, sagte ich leise. »Mich stört nur die Brutalität, mit der sie vorgehen. Die nehmen auf nichts Rücksicht. Nicht einmal auf sich selbst.«

»Das ist doch klar. So gut sollten wir sie inzwischen kennen. Ich frage mich nur, wo unser Springer steckt, John. Er hatte uns wahrscheinlich

ablenken sollen.«
»Ob sie ihn aufgelesen haben?«
Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich kaum. Der Toyota ist weitergefahren. Der Mann hätte ihn nie einholen können, auch wenn er nicht verletzt war.«
»Die Ninja haben Körper wie Gummi.«
»Fahren wir weiter?«
»Mit dem Wagen?«
Ich hob die Schultern. »Soll ich Verstärkung holen, damit sie uns abschleppen?«
»Das wäre nicht schlecht.« Suko schaute sich um. »Ich glaube nämlich, daß wir noch nicht aus dem Schneider sind.«
»Rechnest du mit einer Rückkehr der Ninja?«
»Bestimmt.«
»Dann halte mal die Augen offen«, sagte ich und tauchte zurück in den Rover, wo der Tote im Fond saß. Ich telefonierte mit New Scotland Yard und bat die Kollegen, uns einen neuen Wagen aus der Fahrbereitschaft zu schicken. Der andere konnte abgeschleppt werden. Zudem mußte der Tote auch weg. Ich wollte nicht mit der Leiche durch London fahren.
Einige Reste der Frontscheibe hingen noch im Rahmen. Die meisten Krümel hatten sich innen und außen verteilt.
Suko stand so, daß er zu einer Seite hin von unserem Rover gedeckt wurde. Er hielt dabei besonders die Auffahrt im Auge, von dort konnte der Ninja möglicherweise kommen, falls er nicht so schlau war und einen großen Bogen schlug.
Deckung gab es für ihn genug. Die Natur bot ihm hervorragende Stellen, die sich vortrefflich als Hinterhalt eigneten, von wo aus er seine Pfeile abschießen konnte.
Ein weiterer Wagen rollte auf den Parkstreifen. Es war ein alter Ford-Transporter. Die Ladefläche wurde von einer grüngrauen Plane bedeckt. Als er an uns vorbeifuhr, sahen wir das Baumaterial, das er geladen hatte. Viel Holz und auch eine Betonmischmaschine.
Der Fahrer stoppte, stieg aus und verschwand im Gebüsch, um sich zu erleichtern. Uns bedachte er mit keinem Blick. Erst als er zurückkam, schaute er sich um und kam langsam auf uns zu.
»Scheibe kaputt?« fragte er. Dabei wischte er seine Hände an der blauen Arbeitshose ab.
»Ja.«
»Ein Stein, wie?«
»So ungefähr«, sagte Suko.
»Ist mir auch mal passiert. Wenn Sie langsam fahren, kommen Sie immer bis London.« Er wollte noch näher herangekommen. Das gefiel mir gar nicht. Den Toten sollte er nicht unbedingt sehen, aber es war

zu spät.

»Will Ihr Kumpel nicht aussteigen?«

»Nein, der schläft.«

Unser neugieriger Freund verzog sein staubiges Gesicht. »Der sieht aus wie tot.« Er lachte, aber das Geräusch verstummte bald. »Na ja, geht mich ja nichts an«, sagte er, drehte sich um und ging zu seinem Wagen. Erst langsamer, dann ziemlich flott, so daß sich Suko zu der Bemerkung veranlaßt sah: »Der hat etwas bemerkt.«

»Kann sein.«

Ich wollte mich schon abwenden, als ich noch einmal auf die hinten offene Ladefläche schaute.

Neben der Betonmischmaschine sah ich die Bewegung. »Deckung, Suko!« Im gleichen Augenblick lag ich flach und sah auch meinen Freund, wie er nach rechts wegtauchte.

Der Pfeil jagte uns entgegen. Er hätte mich erwischt, so aber fuhr er über meinen Rücken hinweg und jagte in die Rover-Karosserie.

Ich blieb natürlich nicht liegen, wechselte drehend meine Stellung, riß die Waffe hervor, der zweite Pfeil huschte schattenhaft heran und traf einen Reifen, aus dem die Luft entwich.

Hui, das war auch knapp gewesen.

Ein drittesmal schoß der Ninja nicht, zudem war der Wagen bereits halb auf dem Motorway und reihte sich sofort in den dort fließenden Verkehr ein.

Ich stand auf und klopfte mir den Staub von der Kleidung. Suko tat es mir nach. »Die geben nie auf«, sagte mein Freund. »Mach dich darauf gefaßt, John, daß sie uns jagen werden. Uns beide, denn sie wissen nicht, wer von uns den Plan besitzt.«

»Das sehe ich auch so.«

»Aber wie siehst du die nahe Zukunft?«

Ich lachte kratzig und hob die Schultern. »Ziemlich düster. Nur möchte ich heute eines noch erledigen. Wir werden Mr. Kerenga einen Besuch abstatten, diesmal aber ohne unseren Plan. Einverstanden?«

»Bleibt mir etwas anderes übrig?« fragte Suko zurück. »Außerdem war es schon immer ein Hobby von mir, Lebensmüde zu begleiten…«

***

Es gibt in London zahlreiche Super-Hotels. Zu dem teuersten Schuppen gehört wohl das Savoy. Es liegt sehr zentral. Von der Rückseite her schaut man auf die Themse, nach vorn fällt der Blick tief in die City of London hinein.

Dort zu wohnen konnte ich mir nicht leisten, und wir hatten beide das Gefühl, eine andere Welt zu betreten, als wir das prächtige Eingangsportal hinter uns gelassen hatten und in die Halle kamen, die einfach phantastisch war.

Sie strömte eine Ruhe aus, die sämtliche Hektik in London verdrängte.

Wir hatten Kerenga angerufen und waren überrascht, daß er bereit war, uns zu empfangen.

»Ja, ich habe Sie schon erwartet«, hatte er uns mitgeteilt.

»Wir werden zu zweit kommen und kein Geschenk mitbringen, Mr. Kerenga.«

»Das hätte ich nie von Ihnen verlangt.«

»Dann ist es gut.«

Sir James hatte ebenfalls keine Bedenken mehr. Er wußte, wo wir uns befanden und hätte zur Not den teuren Laden auseinandernehmen lassen, um uns zu holen.

Sehr diskret trat jemand auf uns zu und fragte nach unseren Wünschen. Wir waren nicht modisch und chic angezogen, aber der Frager verzog keine Miene, als er seine Blicke über unsere Gestalten wandern ließ.

»Wir möchten zu Mr. Kerenga«, sagte Suko.

»Sie sind sicherlich angemeldet. Wen darf ich melden?«

»Sagen Sie nur, Scotland Yard wäre gekommen.«

Die vornehme Blässe des Mannes blieb. Nur in seinen Augen zuckte es für einen Moment. »Sie werden doch in unserem Hause keine Schwierigkeiten machen, Gentlemen.«

»Nein, wir nicht.«

Er nickte. »Ich sage Bescheid.«

Mit steifen Schritten ging er zur Rezeption und telefonierte dort. Obwohl ihm niemand zuhörte, sprach er flüsternd, aber das gehörte sich wohl.

Im Gegensatz zu den Gästen, die lärmend einen Lift verließen. Ich schaute genauer hin und erkannte, daß es sich dabei um die Mitglieder einer bekannten Popgruppe handelte.

Die pfiffen auf die Vornehmheit und tanzten durch die Halle. Einer von ihnen qualmte eine dicke Zigarre. Daß Asche auf den kostbaren Teppich fiel, störte ihn nicht weiter.

Um uns kümmerten sich die Typen nicht. Wir waren an die Rezeption herangetreten und in dem Augenblick erschienen, als der Vornehme von Kerenga das Okay bekommen hatte.

»Mr. Kerenga erwartet Sie«, sagte er. »Es wird Sie jemand bis zu seiner Suite begleiten.«

»Das ist nett.«

Ein Boy schwebte herbei. Auch er ging so diskret, daß man ihn so gut wie nicht hörte.

Der Lift war ebenfalls ein Prunkstück. An einer Wand hing eine Speisekarte. Was dort als Dinner angeboten wurde, ließ mir das Wasser im Mund zusammenlaufen. Nur reichte mein Geld nicht aus.

Da mußte ich eben bei Fish & Chips und ähnlichen Genüssen bleiben.
Wir fuhren ziemlich hoch. Unser junger Begleiter hatte wohl den Auftrag bekommen, die Gäste nicht anzuschauen. Er blickte gegen den Kabinenhimmel und hatte die Augen verdreht.
Als wir stoppten, hielt er uns nicht die Tür auf, lief als erster in einen breiten Gang, an dessen Wänden kostbare Bilder hingen. Die Möbel harmonierten mit der sanften Farbe des Teppichbodens.
Die Suite lag etwas versteckt. In einer Nische fanden wir die Tür, an die unser Begleiter dezent klopfte, um sich danach von uns mit einem Nicken und einem Lächeln zu verabschieden.
Die Tür wurde von einem Menschen geöffnet, der einen dunkelblauen Anzug trug und ungefähr Sukos Größe hatte. Er fragte nach unseren Namen, die wir bestätigten.
»Bitte die Waffen abgeben!«
»Nein, die behalten wir.«
Er starrte uns an und ging dabei einen Schritt zurück. Aus dem Hintergrund meldete sich eine Stimme. »Laß die Gentlemen durch. Englische Polizisten sind höflich, habe ich mir sagen lassen.«
»Das kommt immer auf ihr Gegenüber an«, erwiderte ich und trat als erster über die Schwelle.
Man konnte eben absteigen und wohnen. Kerenga wohnte. Die Suite wirkte auf mich wie eine geöffnete, kostbare Schatulle innerhalb eines gewaltigen Hauses. Großzügig, mit mehreren Zimmern ausgestattet und natürlich mit allem Komfort.
Der Sprecher saß in einem anderen Raum, dessen Tür offenstand. Ich zählte außer ihm noch weitere vier Männer, deren Gesichter mir nichts sagten. Sie trugen allesamt dunkelblaue Anzüge. Ob sie auch in dem Toyota gesessen hatten, konnte ich nicht sagen. Da war ein Großteil ihrer Gesichter bedeckt gewesen.
Kerenga hockte hinter einem Schreibtisch. Es war ein Möbelstück im venezianischen Stil mit gebogenen Füßen, aber einer sehr modernen Telefonanlage auf der Glasplatte. Wie es sich für einen höflichen Menschen gehörte, stand er auf, als wir den Raum betraten. Dabei wurde Kerenga kaum größer. Nun ja, er war eben eine Sitzgröße.
»Bitte, nehmen Sie doch Platz.« Er deutete auf zwei Sessel, die kostbar aussahen, aber nicht sonderlich bequem waren. »Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«
»Nein, danke«, sagte Suko. Er hatte dabei für mich mitgesprochen.
Kerenga lächelte. »Hier ist nichts vergiftet, Gentlemen.«
Wir ersparten uns eine weitere Antwort. Ich schaute mir Kerenga statt dessen genauer an.
Wie gesagt, er war klein. Und er stach von seinen Leibwächtern auch von der Kleidung her ab, denn er trug einen hellen Anzug aus Leinen. Dazu ein blaues Hemd und eine unifarbene Krawatte. Das Haar hatte

er gescheitelt, sein Gesicht wirkte breit. Ich fand nicht heraus, ob es sich bei ihm um einen Japaner, Chinesen oder Tibeter handelte, dabei hatte er auch etwas Malaiisches an sich.

Eine Mischung…

»Sie denken über mich nach, Mr. Sinclair.«

»Genau.«

»Ich will Ihnen erklären, wer ich bin. Mein Name klingt japanisch. Ich bin auch in Japan aufgewachsen, lebe dort heute noch, aber meine Mutter stammte aus Tibet. Sie hat damals fliehen müssen, als die Roten Chinesen einfielen. Sie war eine sehr weise Frau und wußte ungeheuer viel über die Kultur und die Geschichte des Landes. Ihr Wissen hat mich fasziniert, so daß ich Tibet als meine eigentliche Heimat betrachte und die Hoffnung nicht aufgegeben habe, dorthin zurückzukehren. Ich möchte alles bekommen, was mich an dieses Land erinnert und mich ihm näherbringt.«

»Deshalb Ihr Besuch hier in London?«

»So ist es, Mr. Sinclair. Die Ausstellung des Mr. Paul Bancroft ist einmalig.«

»Leider lebt er nicht mehr«, sagte Suko.

Kerenga hob die Schultern. »Es tut mir sehr leid für ihn, aber das Schicksal wird nicht von uns bestimmt. Die Götter wachen über uns.«

»Das Gefühl hatte ich bei Bancroft nicht. Er wurde ermordet und seine Sekretärin ebenfalls. Die Art und Weise, wie man sie umbrachte, war verdammt scheußlich.«

Kerenga hörte mit unbewegtem Gesicht zu. »Und jetzt haben Sie mich oder meine Männer in Verdacht?«

»So ist es.«

»Als Asiate würde ich jetzt sagen, daß man sich die Unverschämtheiten nicht bieten lassen kann, aber wir sind in Europa. Hier muß man stets Abstriche machen, was die Höflichkeit angeht. Aber das ist nicht unser Thema.« Er legte beide Handflächen gegeneinander. »Welchen Grund sollte ein Mann wie ich gehabt haben, ihn umbringen zu lassen. Ich bin reich, Mr. Sinclair. Was ich haben möchte, kann ich kaufen. Die morgige Versteigerung wird meine Worte beweisen. Es ist töricht von Ihnen, anzunehmen, daß ich…«

»Hören Sie auf zu lügen.« Mir ging dieses glatte Geseibere auf den Geist. »Natürlich können Sie sich viel kaufen, Mr. Kerenga, aber nicht alles. Es gibt da einen gewissen Plan, den Sie gern haben möchten. Nur scheint der Plan zerrissen wurden zu sein, so daß man die einzelnen Teile erst zusammenfügen muß, um hinter dessen Geheimnis zu kommen. Ich will ehrlich zu Ihnen sein und sagen, daß ich nicht weiß, was wir auf dem gesamten Plan finden werden. Was dort aufgezeichnet ist, worum es sich handelt. Ich gehe davon aus,

daß es ein Versteck für einen bestimmten Gegenstand ist.«
»Da haben Sie recht.«
»Und worum handelt es sich?«
Kerenga lächelte. »Wissen Sie das tatsächlich nicht?«
»Nein.«
»Ich will Ihnen glauben. Ja, Sie haben recht. Ich kann mir leider nur einen Teil des Plans kaufen, aber ich fühle mich als der rechtmäßige Eigentümer. Denken Sie daran, was ich Ihnen über Tibet erzählt habe. Auf diesem Plan ist ein Versteck eingezeichnet, das sich in dem herrlichen Land befindet.«
»Da könnte jeder kommen, der Tibet liebt.«
Kerenga ließ die Arme sinken und legte seine Hände flach auf den Schreibtisch. »Bei mir ist das etwas anderes, Mr. Sinclair. Ich interessiere mich für dieses ungewöhnliche Land und werde alles daransetzen, um dort leben und herrschen zu können.«
»Wollen Sie den Dalai-Lama ablösen?« fragte ich spöttisch.
In seinen Augen blitzte es auf. »Sie sollten ehrfurchtsvoller mit unserer Religion umgehen, Mr. Sinclair. Nein, ich will ihn nicht ablösen, aber ich will auch nicht, daß unsere alte Kultur im Sand der Zeiten verschwindet.«
»Deshalb brauchen Sie den Plan?«
»Ja.«
»Und deswegen gehen Sie auch über Leichen!« sagte Suko.
»Das sind Anschuldigungen, die Sie nicht beweisen können«, sagte Kerenga scharf. »Sie sollten meine Gastfreundschaft nicht zu sehr strapazieren.«
»Was befindet sich auf dem Plan?« Suko hatte die entscheidende Frage gestellt.
Kerenga ließ sich mit der Antwort Zeit. »Sie wissen es tatsächlich nicht?«
»Sonst hätten wir nicht gefragt.«
»Wer den Plan besitzt, weiß den Weg zu einem Ort, wo etwas Besonderes versteckt liegt.«
»Und was?«
»Ein Paar Handschuhe!«
Wäre ich in einer anderen Umgebung gewesen, so hätte ich lauthals gelacht. So aber schluckte ich meine Überraschung herunter und schüttelte den Kopf. »Habe ich recht gehört? Ein Paar Handschuhe?«
»Ja, die Handschuhe des Drachen. Sie verleihen ihrem Träger eine sehr große Kraft. Wer sie besitzt, kann herrschen. Und ich werde sie bekommen.«
»Klar, Mr. Kerenga. Nur brauchen Sie dafür den gesamten Plan.«
»Sehr richtig.«
»In wie viele Teile ist er denn zerschnitten oder zerrissen wurden?

Und wer besitzt die einzelnen Stücke?«

Kerenga legte die breite Stirn in Falten, als wollte er sich die Antwort genau überlegen. »Ein Viertel des Plans wird morgen versteigert. Es befindet sich bei Olson's. Wer den zweiten Teil hat, kann ich mir denken, sage es aber nicht.« Bei diesem Satz schaute er uns kalt lächelnd an.

»Bleiben noch zwei«, sagte ich.

»Ja, ich weiß.«

»Kennen Sie den Besitzer?«

Kerenga atmete tief ein. Seine Nasenlöcher weiteten sich dabei. »Mir ist bekannt, wer die anderen beiden Teile in den Händen hält und sie nicht hergeben will. Ein Mächtiger, eine Kultfigur. Sie würden möglicherweise Dämon sagen.«

»Wer?«

»Wissen Sie das tatsächlich nicht?«

»Mr. Kerenga, wollen Sie hier eine Rätselstunde abhalten?«

»Nein.«

»Dann rücken Sie endlich mit der Wahrheit heraus.«

Er lehnte sich zurück. Mit leiser, aber sehr scharfer Stimme sagte er nur einen Namen.

»Shimada!«

***

Ausgerechnet er! Der Dämon mit den kalten, blauen Augen. Schützling der Pandora und in einer Festung lebend, die es schaffte, zwischen den Zeiten zu schwingen.

Shimada!

Ein Name, der Angst einflößte, der Menschen zur Flucht trieb, wenn sie ihn hörten. Todfeind der Sonnengöttin Amaterasu. Das war ein Wahnsinn, und das hatte uns ausgerechnet noch zu unserem Glück gefehlt. Ich warf Suko einen Blick zu, der links von mir saß. Auch der Inspektor hatte in meine Richtung geschaut und seine Augenbrauen leicht angehoben.

Ich bekam Schwitzhände und ballte sie zu Fäusten, während ein kalter Hauch über meinen Rücken rann.

»Ich bemerke an Ihrer Reaktion, daß Sie zumindest von Shimada gehört haben«, sagte Kerenga.

»Ja, das haben wir«, flüsterte ich. »Und nicht allein das. Wir kennen ihn persönlich und haben auch gegen ihn gekämpft.«

Der Asiate nickte. »Kompliment, daß Sie noch leben, Mr. Sinclair. Nicht jeder hat das. Glück.«

»Ich weiß.«

»Aber Sie wissen jetzt auch, woran Sie sind. Was besuchen Sie *mich*? Shimada müßte Ihr Feind sein.«

»Ich sehe das anders«, sagte Suko. »Sie beide sind es.«
»Im Prinzip schon«, gab Kerenga ihm recht. »Wir sind ja alle hinter dem Plan her. Aber wir sind Menschen, im Gegensatz zu Shimada. Menschen sollten, wenn es sich eben ermöglichen läßt, auf eine gewisse Art und Weise und bis zu einem bestimmten Punkt zusammenarbeiten, um gemeinsam gegen den Dämon anzugehen.«
Er hatte es zwar verklausuliert, aber es war gewissermaßen ein Friedensangebot. Weshalb hatte er uns diesen Vorschlag gemacht? Ich konnte mir nur einen Grund vorstellen. Es war die Furcht vor dem mächtigen Shimada.
Suko dachte so wie ich. »Sie haben Angst, nicht wahr?« fragte er. »Angst vor Shimada und seinen untoten Ninja, die er befehligt.«
Kerenga beugte sich wieder vor. »Sie sollten sich eines merken. Ich habe vor niemandem Angst. Auch nicht vor Shimada. Aber ich weiß um dessen Gefährlichkeit.«
Ich schüttelte den Kopf. »Mr. Kerenga, Sie haben keine Chance. Wir werden unseren Weg gehen.«
»Er könnte in den Tod führen«, sagte er leise. »Die Suche nach den Handschuhen kann Sie umbringen.«
»Sind schon welche gestorben?«
»Das kann ich behaupten. In der Vergangenheit hat man schon des öfteren versucht, die Handschuhe zu finden. Es ist eine alte Legende, die im Hochland von Tibet erzählt wird. Dort sind die Handschuhe auch versteckt. Im Kloster oder im Tempel des Drachen werden Sie das Paar finden können. Nur kennt niemand den Weg zum Ziel. Er ist auf dem Plan eingezeichnet, von dem wir leider nur zwei Teile besitzen.«
»Wieso?«
»Mr. Sinclair, ich möchte nicht deutlicher werden. Eines zum Abschluß noch, bevor ich mich meinen Geschäften zuwende. Auch Shimada wird alles daransetzen, den Plan zu bekommen. Rechnen Sie also mit dem Schlimmsten.«
Ich winkte ab. »Damit rechnen wir immer.«
Kerenga stand auf. Er verbeugte sich leicht und sagte: »Wir sehen uns bestimmt noch.«
»Ja, spätestens auf der Versteigerung.«
»Das will ich hoffen.«
»Und versuchen Sie keine Tricks mehr, Mr. Kerenga. Es ist schon genügend Blut geflossen.«
Er schaute mich starr an. In seinen Augen erkannte ich eine erschreckende Kälte. Dieser Mann, so klein er auch war, würde über Leichen gehen, um sein Ziel zu erreichen. Er war besessen.
Ich mußte einfach noch etwas sagen.
»Sie werden unseren Teil des Plans sowieso nicht finden. Er ist gut

versteckt. Auf Wiedersehen, Mr. Kerenga.«

Ich drehte mich zusammen mit Suko um und schaute in die Gesichter der beiden Leibwächter, die sich hinter uns aufgebaut hatten. Sie standen dort regungslos wie Denkmäler. Wahrscheinlich hatten sie uns die letzte Zeit über im Auge behalten.

Wir gingen an ihnen vorbei und öffneten die Tür. Dort standen wieder zwei Ninja. Einer brachte uns zum Ausgang. Er sprach kein Wort und schaute uns nur stur an. Selbst das Zudrücken der Tür vernahmen wir nicht, blieben auf dem Gang stehen und atmeten zunächst einmal tief durch.

»Das wäre erledigt«, sagte Suko.

»Ja. Und wir wissen mehr.«

»Shimada also.« Mein Freund lachte. »Da wird sich Yakup aber freuen.«

Er und Shimada waren Todfeinde. Keinem war es bisher gelungen, den anderen zu vernichten.

Wenn Yakup die Handschuhe bekäme, hätte er wieder eine starke Waffe mehr. Er besaß ja bereits die Krone der Ninja, die, wenn er sie trug, dafür sorgte, daß er unsichtbar wurde.

»Wohin?« fragte Suko.

»Erst einmal aus dem Hotel. Ich fühle mich unwohl, seit ich mit Kerenga gesprochen habe.«

»Und dann?«

»Werden wir Sir James berichten. Ich bin auf sein Gesicht gespannt, wenn er hört, wer noch als Joker in diesem heißen Spiel mitmischt.«

Nun, das Gesicht unseres Chefs blieb äußerst beherrscht, als wir ihm eine halbe Stunde später gegenübersaßen.

»Shimada also«, sagte er nur. »Wir müßten jetzt davon ausgehen, daß wir bisher nur immer Bruchstücke des Falls an die Oberfläche gezerrt haben. Wie sagt man so schön? Jetzt geht es ans Eingemachte, das tödlich werden kann.«

»Sicher, Sir. Zudem wird Shimada Bescheid wissen.«

»Rechnen Sie denn mit seinem Erscheinen bei der Auktion?«

»Er ist für jede Überraschung gut. Da hat er mit Asmodis einiges gemeinsam.«

»Dann kann ich nur hoffen, daß wir stärker sind, John. Und geben Sie beide verdammt auf sich acht. Wenn Shimada erfährt, daß Sie ebenfalls einen Teil des Plans besitzen, wird er alles daransetzen, um Sie zu töten.«

Daß es keine leeren Worte unseres Chefs waren, wußten wir selbst, deshalb sahen wir mit sehr gemischten Gefühlen in die Zukunft…

***

In den uralten Grüften in der Welt des Drachen und tief im Berg des

Klosters rührte sich etwas, das all die Jahrhunderte still und starr gelegen hatte.

Der kalte Atem des Todes wehte durch das unheimliche Labyrinth der Felsen und füllte die tiefschwarze Finsternis.

Hier und da war ein Knacken zu hören, als würde das Gestein unter gewaltigen Kräften brechen.

Hier galten andere Regeln und Gesetze. Geheimnisvolle Kräfte, seit Menschengedenken schon existent, hielten sich im tiefen Felsgestein und überdauerten die Zeiten.

Einst von den Göttern geschaffen, konnten sie auch nicht von den Menschen vernichtet werden. Für sie war der Tod etwas anderes, nichts Endgültiges, aber das wußten nur wenige, die Eingeweihten, die Priester und Meister, die Führer der Shaolin-Mönche zu denen auch Lin Cho zählte, der, wäre es den normalen Gesetzen nach gegangen, schon längst hätte Staub sein müssen.

Er war es nicht.

Im Tempel des Drachen bekamen der Tod und das Leben anderen Dimensionen und Richtungen.

Und Lin Cho erinnerte sich.

Als Held hatte man ihn gefeiert, als die große Schlacht vorbei war und die Barbaren aus dem Land getrieben worden waren. Der große Sieger aber zog sich zurück. Er wußte von der Verantwortung, die er trug. Die Handschuhe durften nie in fremde Hände gelangen, und so zeichnete er kurz vor seinem Tod einen Plan, der er in vier Teile zerriß, damit niemand das Versteck so leicht finden konnte.

Ein Vertrauter bekam die Teile überreicht. Er mußte das Versprechen abgeben, sie vor seinem Tod abermals einem Vertrauten zu überreichen, so daß sie irgendwann einmal versteckt werden konnten.

Sie sollten in allen Teilen der Welt zu finden sein.

Danach legte sich der alte Shaolin zum Sterben nieder. Er ging einfach weg, nahm seine Handschuhe mit und betrat den Tempel des Drachen. Die Handschuhe würde er mit in sein Grab nehmen, das sich in einer Felsspalte befand, in die er sich hineinklemmte und sich auf dem kalten Steinboden niederlegte.

Der Tod kam, doch Lin Cho war vorbereitet und sah ihm gelassen entgegen. Er wußte, daß man sterben konnte, ohne je völlig zu vergehen. Das hatten ihm die alten Schriften versprochen, und daran glaubte er fest.

Sehr schnell kam der Zeitpunkt, als sich sein Geist vom Körper trennte und einging ins Nirwana.

Lin Cho glaubte an die Wiedergeburt, er würde, weil er nach den Gesetzen gelebt hatte, eine höhere Ebene erreichen, da irrte er sich.

Die mächtigen Geister über ihm hatten etwas anderes mit ihm vor. Vielleicht war es der Drachengott, der die Unterwelt befehligte, als Lin

Cho in der Sekunde seines Todes die Erklärung bekam und hörte, zu was er ausersehen war.

»Als Wächter der Waffe wirst du die Jahrhunderte bleiben«, wurde ihm gesagt. »Du wirst dafür sorgen, daß sie kein anderer bekommt als ein Gerechter. Aber hüte dich. Es werden Zeiten vergehen, es werden Menschen kommen, die immer wieder an die Handschuhe heranwollen. Und nicht allein die Menschen, denn auch Dämonen suchen immer nach neuen Waffen, die ihnen, mehr Macht verleihen. Deine Handschuhe könnte zu einem Spielball zwischen Menschen, Dämonen und Göttern werden. Deshalb wirst du über sie wachen und erwachen, wenn die Gefahr sich zusammenballt.«

Diese Worte nahm der alte Shaolin mit in den Tod, bevor lange Jahrhunderte vergingen, sein Geist in der Zwischenwelt lebte und vieles sah. Denn dort traf er auch auf ein mörderisches Wesen mit dem Namen Shimada. Eine lebende Legende, die die absolute Macht über alle Götter an sich reißen wollte und der Todfeind der Sonnengöttin Amaterasu war.

Auch Shimada hörte von der Waffe. Und er versprach dem Geiste des Shaolin, daß er sich die Handschuhe holen würde.

Wieder verging viel Zeit.

Doch irgendwann war es soweit.

Da mußte der Drachengott sein Versprechen einlösen, denn die Handschuhe befanden sich in Gefahr.

Und so kehrte der Geist des alten Shaolin zurück. Sehr bald schon regte sich in der tiefschwarzen Finsternis der Drachenhöhlen ein unheimliches Leben…

***

Auktionen beginnen zumeist am späten Vormittag. Suko und ich hatten die Nacht sehr gut geschlafen, waren am anderen Morgen allerdings beunruhigt, daß unser Freund Yakup noch nichts hatte von sich hören lassen. Das änderte sich, als wir unser Büro betraten und wenig später schon, noch bevor Glenda den Kaffee brachte, das Telefon anschlug.

Suko hatte abgehoben. »Yakup, du alter Krieger. Wo steckst du? Wir haben uns Sorgen gemacht.«

Ich schnappte mir die Mithörmuschel und hörte sein leises Lachen. »Keine Angst, mein Freund, ich bin in London.«

»Schon lange?«

»Ja.«

»Wo hast du denn gesteckt?«

»Ich habe mich mit Jane Collins getroffen. Wir beide hatten uns noch einiges zu sagen.«

»Verstehe«, sagte Suko, und auch ich wußte Bescheid. Nach ihrer

Erlösung aus dem Hexendasein hattè Jane für einige Zeit bei Yakup im Kloster gelebt. Es hatte so ausgesehen, als sollten die beiden ein Paar werden. Jane aber wollte nicht. Sie machte einen Rückzieher und kam wieder nach London.

Yakup hatte dies eingesehen und eine entsprechende Haltung bewahrt. Es entsprach seinem Naturell, nicht dagegen anzugehen und es protestlos hinzunehmen.

Jane und er waren gute Freunde geblieben - mehr nicht.

»Wo hast du übernachtet?« fragte Suko ihn.

»Nicht bei Jane, obwohl Lady Sarah es mir anbot. In einem kleinen Hotel.«

»Wann sehen wir uns?«

»Ich werde bei der Auktion sein.«

»Einverstanden. Du kennst die Uhrzeit?«

»Sicher.«

»Willst du John noch mal sprechen?«

»Nein, bestelle ihm Grüße. Ich warte auf euch.«

»Ach noch etwas, Yakup. Wir haben übrigens den Plan, den du gefunden hast.«

»Davon ging ich aus.«

»Du traust uns viel zu, aber es gibt trotzdem einige Neuigkeiten.« Suko berichtete mit knappen Sätzen, was wir von Kerenga erfahren hatten. Als Yakup den Namen Shimada hörte, schwieg er für einen Moment.

»Du sagst nichts?«

»Er also auch!« flüsterte er.

»Ja, und es überrascht mich nicht einmal. Halte auf jeden Fall die Augen offen.«

»Das werde ich, danke.«

Suko legte auf und hob die Schultern. »Hat ein wenig komisch reagiert, der gute Yakup.«

Ich nickte. »Wer weiß, in welch einem Zustand er sich befindet. Vielleicht hat ihm die Begegnung mit Jane doch mehr zugesetzt, als er zugeben wollte. Wir werden sehen.«

Sir James betrat unser Büro und blieb in der Tür stehen. »Hat sich Mr. Yalcinkaya gemeldet?« fragte er.

»Ja, vor ein paar Minuten«, sagte Suko. »Er ist gut in London angekommen und hat eine Nacht im Hotel verbracht. Wir werden ihn bei der Auktion treffen.«

»Wie hat er darauf reagiert, daß Shimada im Hintergrund lauert?«

»Betroffen.«

Sir James nickte. »Damit war zu rechnen.« Er schaute auf die Uhr. »Wann werden Sie fahren?«

»In einer halben Stunde.«

»Gut, hoffen wir, daß alles glatt über die Bühne läuft. Ich frage mich nur, was geschieht, wenn Mr. Kerenga die Skizze ersteigert? Was wird er damit anfangen?«

»Er hat viele Möglichkeiten, Sir. Wahrscheinlich wird er versuchen, sie durch seinen Computer auswerten zu lassen. Sie wissen, mit der modernen Technik kann man vieles anstellen. Möglicherweise auch eine alte Magie erforschen. Wie gesagt, er besitzt zahlreiche Möglichkeiten, Dinge in Bewegung zu setzen.«

»Besser wäre es für ihn, wenn er Ihren Plan hätte.«

»Der liegt hier in den Safes.«

»Und Shimada?«

»Bei dem bin ich mir nicht sicher. Nur ist leider alles Spekulation. Die Auktion wird die Wahrheit schon ans Tageslicht bringen.« Ich griff zu meiner Jacke.

»Dann viel Glück!«

»Danke, Sir.«

Wir hatten einen neuen Rover bekommen. Der alte wurde fertiggestellt. Das dauerte noch etwas.

Der neue blitzte, als wäre er frisch aus der Waschanlage gekommen. Als wir einstiegen, warf ich einen Blick an der Hausfassade des Yard Building hoch.

Sonnenstrahlen spiegelten sich in Fensterscheiben und streichelten auch die Hausmauern.

Irgendwie war mir dieser Bau ans Herz gewachsen. Ich hoffte stark, daß ich ihn noch des öfteren wiedersehen würde.

Dann fuhren wir ab.

Auch Suko, der neben mir saß, war sehr schweigsam. Es kam mir vor wie die Konzentration vor dem großen Kampf…

***

Durch Zeitungsanzeigen hatte man das entsprechende Interesse geweckt. Deshalb wunderte ich mich auch nicht, daß der Platz vor dem Kunsthaus mit parkenden Wagen fast schon vollgestopft war. Nur mit großer Mühe fanden wir noch eine Lücke für den Rover.

Suko warf einen Blick über die Autodächer. Neben uns stand ein Bentley, sogar in Silbergrau. »Wäre der nichts für dich, John?« fragte mein Freund.

Ich winkte ab. »Hör auf, sonst bekomme ich noch Magenschmerzen.«

Mein Freund lachte, schob sich durch die Lücke zwischen Rover und Bentley, um den schmalen Weg zu erreichen, der uns zum Portal des Hauses führte.

Das Kunsthaus hatte schon einige Jahre auf dem Buckel. Es stammte aus dem letzten Jahrhundert.

Der Klassizismus hatte ebenso seine Spuren hinterlassen, wie ein

mich an die Rokoko-Zeit erinnerndes Baumotiv, das sich verspielt über der großen Tür zeigte. Es waren zwei Engel, die im Halbkreis aus der Wand zu schweben schienen, um sich die Hände zu reichen.

An der Tür empfing uns ein junger Mann in dunkler Livree. Über die Ränder seiner Brille hinweg schaute er uns an und verlangte nach den Karten.

Wir zeigten ihm die Ausweise.

»Oh, entschuldigen Sie. Gehören Sie zu den Wachtposten?«

»So ungefähr, mein Guter. Und geben Sie acht, daß Sie sich Ihren Charakter nicht erkälten.«

Er schüttelte den Kopf und ließ uns in die Halle treten, deren Parkettboden glänzte wie frisch gebohnert. An der linken Seite befand sich eine Garderobe, wo die Mäntel und Hüte abgegeben werden konnte. Daneben führte eine Treppe in die Höhe. Über die breiten Steinstufen mußten wir schreiten, um den Auktionssaal zu erreichen, der praktisch aus zwei Teilen bestand, um ihm mehr Größe zu geben.

Man hatte eine normale Wand herausgebrochen und in das Gelände hinein einen Wintergarten gebaut. Geschützt wurde er von zahlreichen Bäumen und Sträuchern, so daß von außen her kaum jemand einen Einblick besaß. Im Wintergarten standen die Stuhlreihen, wo die meisten Besucher schon ihre Plätze gefunden hatten und in die Betrachtungen ihrer Kataloge vertieft waren.

Die Auktion war gut besucht. Kerenga und seine vier Aufpasser saßen in der ersten Reihe. Sie wirkten regungslos wie Statuen. Nur die Augen der Leibwächter befanden sich in Bewegung. Obwohl wir von ihnen gesehen worden waren, gaben sie mit keinem Zeichen zu erkennen, daß sie uns bemerkt hatten.

Auch für ihren Boß waren wir Luft.

»Sollen wir uns setzen?« fragte Suko.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, wir können alles aus der letzten Reihe und stehend beobachten.«

»Okay.«

Hinter den noch freien Stühlen der letzten Reihe blieben wir stehen. Es trafen noch Käufer ein. Viele kannten sich auch. Man begrüßte sich, machte Small Talk, und das Gemurmel der Stimmen wurde zu einer regelrechten Begleitmusik, die vorerst nicht abriß.

Wir hatten noch zehn Minuten Zeit bis zum Beginn der Auktion und konnten uns umschauen.

Suko schüttelte den Kopf. »Keine Spur von Yakup. Hat er uns an der Nase herumgeführt?«

»Doch nicht er.«

»Er hat sich auch nicht gemeldet.«

»Warte es ab.«

Die Zeit verging sehr schnell. Zwei Minuten vor Beginn, die meisten

Besucher hatten jetzt ihre Plätze eingenommen, erschien der Auktionator. Er trat durch eine Seitentür, trug einen dunklen Anzug, der ihm ein wenig zu eng war, nickte den Anwesenden zu und sorgte dafür, daß die Doppeltür geschlossen wurde.

Unter den Käufern befanden sich auch Japaner und andere Asiaten. Sie wollten die Dinge wieder gern in ihre Heimat zurückholen, die auf Umwegen und zumeist nicht ganz legal nach Europa gekommen waren.

Der Mann holte eine Brille aus seiner Reverstasche, strich die Haare zurück und begann damit, die einzelnen Teile aufzuzählen, die versteigert wurden.

Teppiche, Kommoden, Kunstgegenstände wie Uhren, Schreine, Statuen - alles war vorhanden. Und last but not least eines der kostbarsten Stücke. Das Teil eines geheimen Planes wie der Auktionator mit flüsternder Stimme erklärte.

Dann begann der Spaß.

Yakup war nicht eingetroffen. Ich ärgerte mich ein wenig darüber, daß er uns versetzt hatte. Wir blieben auch nicht mehr stehen und hörten uns die Auktion an.

Nach zwei Stunden waren fast alle Gegenstände versteigert worden. Teilweise zu schwindelerregenden Preisen, die bei mir Magendrücken verursachten.

»Kannst du das bezahlen?« fragte Suko, als eine vierhundert Jahre alte, vergoldete Buddhafigur für 80 000 Pfund an einen Japaner wegging.

»Frag doch nicht so dumm.«

»Würdest du es denn bezahlen?«

»Weiß ich nicht. Mich wundert nur, daß Kerenga sich bisher zurückgehalten hat.«

»Er hat eine Uhr gekauft.«

»Mehr aber auch nicht.«

»Warte mal, bis der Plan kommt.« Das dauerte nicht mehr lange. Aus der Asservatenkammer an der linken Seite brachte der Helfer - er hatte auch an der Tür gestanden und kontrolliert - das letzte Stück zur Versteigerung. Das Leder lag in einem kleinen Glaskasten. Die Blicke der Menschen wechselten zwischen dem Original und dem Kasten.

Das Gebot stand bei 1000 Pfund.

Zum erstenmal seit langer Zeit meldete sich Kerenga wieder. Er erhöhte direkt um einhundert Prozent, um Maßstäbe zu setzen. Trotzdem bekam er den »Lappen« nicht. Eine Frau steigerte noch mit.

Sie sprach mit leiser Stimme und saß an der Seite. Wir konnten sie aber nicht sehen.

Bei dreitausend Pfund wurde ich aufmerksam und erhob mich. »Willst du weg?«

»Ja, Suko. Ich möchte mir die Frau gern anschauen.«
»Dann tu es.«
Mein Partner hielt den Kopf gesenkt. Ich sah, wie seine Lippen zuckten. Er hatte irgend etwas.
»Was ist los?«
»Nichts, John, nichts.«
»Sag schon.«
Er schaute mich an. In seinen Augen schimmerte es feucht. »Die Stimme, John, konzentriere dich auf die Stimme. Du hast sie lange nicht mehr gehört, aber…«
»Viertausendzweihundert«, sagte die Frau soeben.
Mich durchfuhr es wie ein Schlag. Klar, ich kannte die Stimme. Sie gehörte der Person, die von Sukos Seite weggerissen worden war und um die er noch heute trauerte.
Shao!

***

Ich sprach ihren Namen nicht aus, sondern fragte: »Du bist dir auch ganz sicher, Suko?«
»So wie du!«
Wir hatten beide schweißnasse Hände bekommen. »Ich weiß nicht!« flüsterte Suko, »was das zu bedeuten hat. Du kennst mich, John, ich springe dem Teufel ins Gesicht. Aber jetzt habe ich Furcht davor, Shao zu begegnen!«
»Klar, das verstehe ich.«
»Willst du hin?«
»Ich möchte sie mir ansehen, ob sie noch immer das Phantom mit der Armbrust ist.«
»Ja, mach das.«
In meinem Kopf wirbelten die Gedanken. Was hatte Shao mit der Sache zu tun? Weshalb steigerte sie mit? War sie etwa von Amaterasu geschickt worden?
Ich schob mich hinter der Stuhlreihe entlang. Niemand achtete auf mich. Die Anwesenden konzentrierten sich auf die Auseinandersetzung zwischen Kerenga und der Frau.
Ich hatte mich geirrt. Sie saß nicht am Rand einer Reihe. Shao mußte dort stehen, wo eine Säule von der Decke stach und sie stützte. Jenseits der Säule war es dunkel.
»Fünftausend Pfund sind geboten. Zum ersten… zum zweiten… und - zum dritten!«
Verkauft!
Ich blieb stehen. Wer hatte nun den Zuschlag bekommen? Durch meine innere Nervosität hatte ich meine Aufmerksamkeit nicht mehr auf die Vorgänge lenken können.

Shao war wichtig, aber die Entscheidung über den Kauf ebenfalls. Kerenga erhob sich und ging zwei Schritte vor. Am Pult des Auktionators blieb er stehen. »Kann ich das Stück mitnehmen?« fragte er.

»Sofort?«

»Ja.«

»Dann müßten Sie den Preis zahlen, Sir!«

»Sicher.« Kerenga griff in die Tasche und holte ein Bündel Geldscheine hervor. Er legte sie abgezählt auf das Pult und nahm die kleine Skizze an sich.

Ich war auch nicht weitergegangen. Die meisten Besucher saßen ebenfalls noch. Als Kerenga sich mit seiner »Beute« in der Hand umdrehte, trafen sich unsere Blicke.

Für einen Moment zuckte ein dünnes, hartes Lächeln um die schmalen Mundwinkel des Asiaten.

Dann drehte er sich um und nickte seinen Leibwächtern zu.

Sie erhoben sich wie eine Mauer, um ihren Boß zu umringen. Gemeinsam verließen sie den Raum.

Ich aber lief zur Säule, wo ich Shao vermutete. Es gibt Augenblicke, da muß man Enttäuschungen hinnehmen. Shao war nicht mehr da. Sie hatte sich zurückgezogen oder versteckt.

Ich stand da und ärgerte mich. Wäre ich nur schneller gelaufen! Dann zuckte ich plötzlich zusammen, als ich eine Berührung auf meiner rechten Schulter spürte.

Ich drehte mich um, ging dabei noch einen Schritt zurück - und sah niemanden.

Dafür hörte ich eine mir bekannte Stimme. »Keine Sorge, John, ich bin hier.«

»Yakup…!«

Er lachte leise. »Glaubst du denn, daß ich die Krone der Ninja vergessen hätte?«

»Nein, natürlich nicht. Sie hat dich unsichtbar gemacht. Deshalb also haben wir umsonst nach dir gesucht.«

»Du bist wegen ihr gekommen, nicht wahr?«

»Ja. Hast du Shao gesehen?«

»Sicher. Sie war hier.«

»Und? Weshalb ist sie verschwunden? Was…«

»Keine Panik, John. Sie mußte gehen. Sie hatte ihre Gründe, glaube es mir.«

»Die du kennst, nicht wahr?« Diesmal hatte Suko gesprochen, der zu mir gekommen war.

»Ich grüße dich, Suko«, vernahmen wir die Stimme des Unsichtbaren, der plötzlich sichtbar wurde und hinter der Säule erschien. Yakup trug einen dunklen, kittelähnlichen Anzug. Er war auch bewaffnet. Ich

entdeckte sein Schwert, den Bogen, den Köcher mit den Pfeilen, auch die Wurfsterne trug er in einem kleinen Beutel an seinem Gürtel gehängt. »So hätte ich mich nie zeigen können.«

»Da hast du recht!« stimmte ich zu und schaute auf die Krone der Ninja, die er unter dem Arm trug.

Sie besaß tatsächlich die Form einer Krone und bestand aus grauem Eisen. In der oberen Hälfte lief sie halbkreisförmig zusammen. Um diese Krone hatten schon Asmodis und Shimada gekämpft.

Yakup war der lachende Dritte gewesen.

»Was war mit Shao?« wollte Suko wissen.

»Ich kann es dir nicht genau sagen, aber sie weiß Bescheid. Und sie sagte mir, daß wir achtgeben müssen.«

»Auf wen?«

»Shimada.«

»Er hat sich bisher noch nicht gezeigt«, sagte ich.

»Hat das etwas zu bedeuten?«

»Nein, eigentlich nicht.« Ich rieb mein Kinn. »Dabei frage ich mich, wo er wohl eingreifen wird.«

»Es gibt für ihn momentan zwei wichtige Gegner. Da ist einmal Kerenga und zum anderen sind wir es, John, denn wir haben ebenfalls einen Teil des Plans.«

»Danach könnten wir uns richten«, sagte Yakup.

Ich nickte. »Okay, Freunde, wir werden versuchen, Kerenga nicht aus den Augen zu lassen.«

»Dazu müßten wir ins Hotel«, erklärte Suko.

»Genau.«

»Ich gehe mit!«

»So?«

Yakup lächelte. »Nein, ich werde mich der Krone bedienen und unsichtbar bleiben.«

»Das läßt sich hören. Dann nichts wie weg.«

Suko hatte noch eine Frage. »Hat Shao gesagt, wo sie wieder erscheinen wird?«

Yakup schüttelte den Kopf. »Aber sie hat sich verändert, das weißt du. Sie ist eine Kämpferin der Sonnengöttin geworden.«

Suko nickte. »Ja, ich weiß. Das Phantom mit der Armbrust.« Hastig drehte er sich um und folgte mir mit raumgreifenden Schritten. Yakup sollte seine Trauer nicht sehen…

***

Kerenga und seine vier Bodyguards hatten das Gebäude als erste verlassen. Der Asiate zitterte innerlich. Endlich hatte er sich einen sehnlichen Wunsch erfüllen können. Er besaß einen Teil des Plans, und den zweiten würde er sich auch noch holen. So gut konnte ihn

dieser Sinclair gar nicht versteckt haben, als daß er nicht drankommen würde. Wenn er die Hälfte des Plans zusammenhatte und sie von einem Computer untersuchen ließ, war es höchstwahrscheinlich, daß er zu einem Ergebnis kam. Die moderne Mathematik würde ihm dies ermöglichen.

Kerenga hatte seinen Leibwächtern genaue Instruktionen gegeben, wie sie sich zu verhalten hatten.

Zwei schritten vor ihm, er dahinter, die anderen beiden folgten.

Der Wagen parkte nahe dem Eingang. Die Uhr würde Kerenga ins Hotel gebracht und dort auch bezahlt werden. Wichtig war der kleine, auf Yakhaut gezeichnete Plan.

Sie fuhren einen Mercedes. Der Wagen war geliehen. Er besaß schußsicheres Glas, eine Spezialpanzerung und im Fond Vorhänge, die zugezogen werden konnten.

Kerenga nahm im Fond Platz. Der Raum zwischen den Sitzen war groß genug, um die Beine ausstrecken zu können. Neben ihm saß O-Shin, sein Vertrauter. Der Mann stammte aus Macao. Dort war er wegen Mordes an acht Menschen gesucht worden. Kerenga hatte ihn außer Landes geschafft.

O-Shin war eine Kampfmaschine und kannte alle schmutzigen Tricks.

»Wir haben ihn!« sprach Kerenga flüsternd. »Wir haben ihn endlich in unserer Hand. Und die anderen Teile werden wir auch bekommen. Ich will noch zwei Tage hier in London bleiben. In dieser Zeit werdet ihr es schaffen, mir den zweiten Teil zu besorgen. Hast du verstanden?«

»Ja, Herr.« O-Shin verneigte sich im Sitzen.

»Danach fliegen wir nach Tibet und werden uns auf die Suche nach dem Tempel des Drachen begeben.« Kerenga hatte mehr zu sich selbst gesprochen. Er verlangte auch keine Antwort.

Von der Gegend sah er nicht viel. Seine Gedanken drehten sich um die Zukunft. Daß Sinclair den anderen Teil in die Hände bekommen hatte, gefiel ihm gar nicht. Dieser Mann war nicht zu unterschätzen. Gewisse Kreise fürchteten ihn sogar. Freiwillig würde er seine Beute nicht herausrücken.

Aber man würde sehen.

Das zweite Problem hieß Shimada! Er besaß die restlichen Stücke, die zu der Skizze gehörten. Wie immer er sie auch bekommen haben mochte, sie befanden sich in seinem Besitz. Freiwillig würde er sie nicht hergeben, und mit Gewalt konnte man sie ihm nicht entreißen. Dafür war er einfach zu stark.

In einer Sache aber standen die beiden Chancen gleich. Auch Shimada kannte nicht den genauen Ort, wo die Handschuhe verborgen waren. Sonst hätte er sie längst an sich genommen. Sogar für ihn gab es Grenzen. Jetzt kam es nur darauf an, wer schneller war.

Sie näherten sich bereits dem Hotel, blieben auch im Verkehr stecken, und Kerenga warf einmal einen kurzen Blick aus dem Fenster. Zum Greifen nahe wälzte sich neben der Straße die Themse durch ihr Bett. Schiffe pflügten durch das Wasser, vollbeladen und tief in den Fluten liegend. Die ersten weiß gestrichenen Ausflugsboote fuhren bereits. Sie waren kaum zur Hälfte belegt.

Zehn Minuten später rollte der Wagen kaum hörbar über die breite Auffahrt vor dem Hotel.

Kaum stand er, eilte ein »Livrierter« herbei und öffnete die Fondtür.

Kerenga stieg aus. Unter dem mit eingebauten Strahlern bedeckten Vordach blieb er stehen, schaute sich um, aber der Betrieb lief normal. Keine Spur von Shimada.

Der Wagen wurde von einem Bediensteten in die Hotelgarage gefahren. Kerenga und seine vier Leibwächter betraten nebeneinander gehend das Luxushotel.

Sie wurden sehr freundlich willkommen geheißen. Kerenga nickte nicht einmal zurück. Er steuerte sofort einen der Aufzüge an und ließ sich hoch zu seiner Suite fahren.

Zuerst verließen die Leibwächter die Kabine, schauten nach ob die Luft rein war, dann ging Kerenga.

Einer schloß die Tür zur Suite auf. Niemand erwartete sie. Leer lagen die Räume vor ihnen.

»Ich möchte«, sagte Kerenga zu O-Shin gewandt, »daß du mit den anderen einen Plan ausarbeitest, wie du an den zweiten Teil der Skizze herankommst. Ich gebe dir zwei Stunden Zeit.«

»Sehr wohl, Herr.« O-Shin verbeugte sich wieder, und Kerenga betrat das Arbeitszimmer.

Er kam nicht mehr dazu, sich hinter den Schreibtisch zu setzen, denn aus dem Schatten hinter der Tür trat lautlos eine unheimliche Gestalt.

Shimada!

***

»Er hat es also geschafft!« vernahm ich die Stimme meines Chefs aus dem Telefonhörer, den Suko so weit von seinem Ohr abhielt, daß ich, der Fahrer, mithören konnte.

»Ja, Sir, es war nicht leicht. Er hat kämpfen müssen.«

»Wer steigerte noch mit?«

Suko atmete tief ein, bevor er die Antwort gab. Da wir vor einer Ampel standen, konnte ich dies gut hören. »Shao, Sir.«

»Was?«

»Sie war es.«

»Und weshalb?« Selbst Sir James' Stimme klang aufgeregt, was bei ihm selten vorkam.

»Darüber, Sir, können wir nur spekulieren. Ich glaube, daß sie nie

eine Chance gehabt hätte oder hätte haben wollen, um an die Skizze heranzukommen.«

»Das glaube ich allerdings auch. Also muß etwas anderes dahinterstecken.«

»Wir haben uns ebenfalls Gedanken darüber gemacht und sind zu dem Entschluß gekommen, daß sich Shao nur bei uns melden wollte. Vielleicht hatte sie vor, uns zu beruhigen.«

»Das könnte sein.«

»Wie dem auch sei, Sir, wir sind auf der Fahrt zum Hotel und werden mit Kerenga reden.«

»Der wird Ernst machen.«

»Soll er. Auch wir haben einen Trumpf. Yakup Yalcinkaya befindet sich bei uns. Aber unsichtbar.«

»Das ist gut, Suko, nur vergessen Sie den Joker nicht - Shimada!«

»Wir denken an ihn, Sir.« Suko legte auf und hörte aus dem Fond das Wort Lügner.

Er drehte sich um.

Yakup lächelte ihn an. »Bin ich unsichtbar?«

»Nein, aber du wirst es werden.«

»Ihr müßt sagen, wann.«

»Das hat noch Zeit«, meldete ich mich und ärgerte mich wieder darüber, daß wir feststeckten. Nahe der Themse war der Verkehr besonders dicht. Wir fuhren jetzt über die breite Straße, die hier Victoria Embankment heißt, und sahen auf der anderen Seite der Themse die historischen Gebäude der Royals Festival Hall und des National Theatre liegen.

Am Savoy Place wurde der Verkehr wieder dichter. Eigentlich hatten wir es nicht eilig, dennoch ärgerte ich mich, weil ich das Gefühl nicht loswurde, daß irgend etwas in der Luft lag.

Kerenga hatte es geschafft, einen Teil des Plans zu ersteigern. Es stellte sich die Frage, wie Shimada darauf reagieren würde. Kam er sofort oder würde er sich erst um uns kümmern.

Die nächste Straße links mußten wir hinein. Bleigrau lag der Himmel wieder über London. Die Sonne hatte sich verzogen. Es sah nach einem Schmuddelwetter aus.

Suko entdeckte es zuerst.

»John, stopp!«

»Wieso, ich?«

»Halt schon an!«

Ich fuhr langsamer und blieb stehen. Zum Glück war die Straße breit genug.

Mein Freund hätte den Wagen verlassen, war neben ihm stehengeblieben und deutete schräg auf das Hotel.

»Schau dort in die Wolken!« flüsterte er mir zu. »Der blaue Schein

besitzt einen gewissen Umriß. Der liegt genau über dem Hotel. Das ist die Festung, Shimadas Wohnsitz.«

Mein Freund brauchte nichts mehr hinzuzufügen, jetzt sah auch ich die Veränderung.

Da gab es nur eine Erklärung, die Suko aussprach.

»Er ist uns zuvorgekommen. Shimada war schneller…«

ENDE des ersten Teils